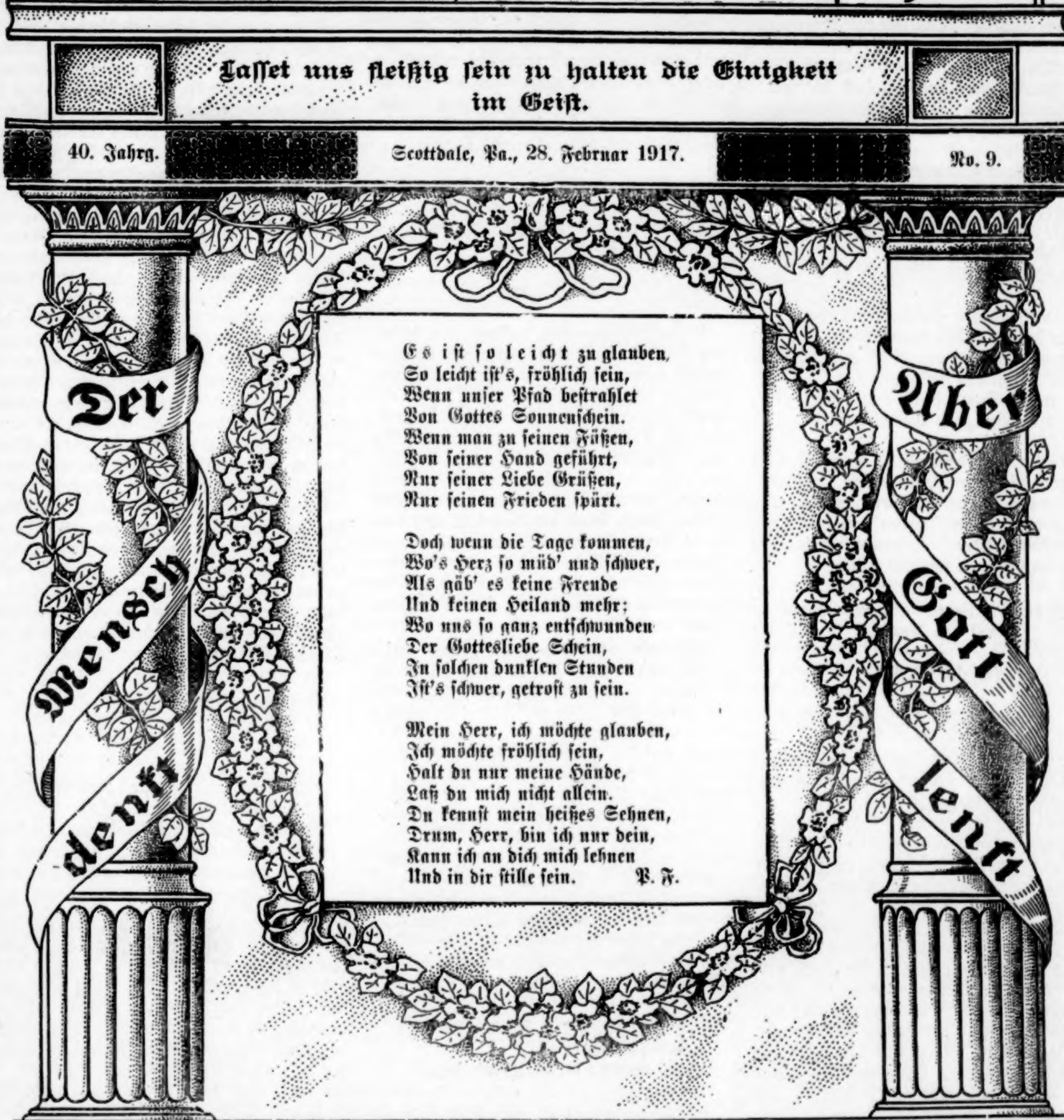Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

40. Jahrg. | Scottdale, Pa., 28. Februar 1917. | No. 9.



Es ist so leicht zu glauben,
So leicht ist's, fröhlich sein,
Wenn unser Pfad bestrahlet
Von Gottes Sonnenschein.
Wenn man zu seinen Füßen,
Von seiner Hand geführt,
Nur seiner Liebe Grüßen,
Nur seinen Frieden spürt.

Doch wenn die Tage kommen,
Wo's Herz so müd' und schwer,
Als gäb' es keine Freude
Und keinen Heiland mehr;
Wo uns so ganz entschwunden
Der Gottesliebe Schein,
In solchen dunklen Stunden
Ist's schwer, getrost zu sein.

Mein Herr, ich möchte glauben,
Ich möchte fröhlich sein,
Halt du nur meine Hände,
Laß du mich nicht allein.
Du kennst mein heißes Sehnen,
Drum, Herr, bin ich nur dein,
Kann ich an dich mich lehnen
Und in dir stille sein. P. F.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Mein Gebet.

Von E. M. Arndt.

Was rufest du, mein Herz voll Sorgen,
Was rufest du mit schweren Ach:
O Herr, mein Gott, wann wird es Morgen?
Wann wird die lange Nacht zum Tag?
Wann wird der Irrlichtflatterschein
Ein fester Stern der Wahrheit sein?

O Herr, mein Gott, du bist die Wahrheit,
Du bist das Leben, du der Pfad,
Dein Sein ist eitel Licht und Klarheit,
Dein Tun ist eitel Rat und Tat,
O laß mich aus der Dämm'rung Grau'n
Dein sel'ges Morgenrot erschau'n!

Du Lebensquelle, Liebesquelle,
Du unergründlich Liebesmeer!
Nur einen Tropfen, eine Welle
Aus dir, mich dürstet ach! so sehr —
Die süße Fülle mir so nah,
Doch weder Kraft noch Mut ist da.

O du, der uns den Sohn verschrieben,
Der, in der Hand den Gnadenbrief,
Der ganzen Welt sein: „Laßt euch lieben,
Kommt her zu mir Beladne" rief,
Der's treu besiegelt durch sein Blut,
O gib mir, Herr, zur Liebe Mut!

O gib mir Mut, ins Licht zu schauen,
Und hell wird meine Seele sein,
Und aus den heitern Sternenauen
Wird leuchten stiller Friedenschein,
Der Geister milder Morgenschein,
Worin wir können fröhlich sein.

Wirf dein Anliegen — deine Last — auf den Herrn.

(Psalm 55, 23.)

Von G. M. Hallwachs.

Wir treffen im Psalter mit dem Glaubensmann David zusammen in verschiedenen Nöten und Gefahren, und seufzend unter mancherlei Lasten und Bürden. Bald ist er gejagt in der Wüste zwischen Felsklippen gleich einer Gemse; bald liegt er auf dem Krankenlager in grimmigen Körperschmerzen; dann finden wir ihn im Bußgewand niedergebeugt von der Zentnerlast seiner Sünden; dann sind es sonstige Fluten der Trübsal, die ihm an die Seele reichen und fast über sein Haupt gehen. Aber am schmerzlichsten tönen seine Seufzer unter dem Kummer über falsche Brüder und treulose Freunde. Was David erfuhr, das widerfuhr auch dem Glaubenshelden des neuen Testaments, Paulus, 2 Kor. 11, 23—28., und das müssen heute noch die Kinder und Knechte Gottes mehr oder minder erfahren. Jeder hat seine eigene Plage. Das Werk Gottes gedeiht nicht, wie es gedeihen sollte und könnte, die Unsern sind nicht alle gerettet, ein schweres Hauskreuz drückt uns, so viele leben noch außer Gott und seiner Gnade, Ungerechtigkeit, Fleischessinn und Gottlosigkeit nehmen überhand, wir selbst wachsen nicht so in der Gnade, wie wir es sollten und selbst wünschten; unsere vermeintlichen treusten Freunde werden uns zu Feinden und an denen von welchen wir so viel gedacht und die wir für fromm und heilig gehalten haben, werden wir entsetzlich getäuscht. Schon manches redliche Gotteskind ist unter der Last solcher bitteren Erfahrungen und Täuschungen fast erdrückt worden.

Wo sollen wir denn hin mit solchen schweren Bürden und Lasten, mit unsern großen und kleinen Sorgen, mit unsern irdischen und geistlichen Angelegenheiten, mit all unseren Anliegen? Sollen wir uns darüber abgrämen und unser Leid in uns fressen, daß uns aller Mut und alle Freudigkeit im Dienste Gottes geraubt wird? O nein!

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Unsere Mitmenschen nehmen uns dieselben auch nicht ab, oder vermögen es nicht immer zu tun, wenn sie es wirklich wollten. Betreffs derselben heißt es oft: „Ich warte, ob es jemand jammert, aber da ist niemand, und auf Tröster, aber ich finde keine." Wo wir Teilnahme und Mitleiden hoffen, finden wir oft kalte, gleichgültige, steinerne Herzen; wo wir Trost brauchen, trifft uns häufig Spott, sei es ins Angesicht oder hinter unserem Rücken. Menschengunst und Menschenkraft sind gleich einem schwachen Brett auf hoher See, ein Spielball der Meereswogen, auf welchem kein Schiffbrüchiger gerettet wird.

Aber wir haben Einen, zu dem wir unsere Zuflucht nehmen dürfen mit all unseren Anliegen, der ein Meister ist zu helfen, und der gesagt hat: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen." — „Wirf dein Anliegen auf den Herrn." „Alle eure Sorge werfet auf den Herrn." Der Gott, der seinem alten Bundesvolk aus so mancher Drangsal geholfen, der die ganze blutsgewaschene Schar durch große Trübsale hindurch gebracht, dieser alte, treue Bundesgott lebt noch, er kennt unsern Schmerz, er hört unsere Seufzer, er weiß tausend Wege, wo wir keinen sehen. Ihm dürfen, ihm können, ihm sollen wir uns mit all unsern Sorgen und Lasten kindlich anvertrauen, er führt alles herrlich hinaus.

Wirf Sorgen und Schmerz
Ins liebende Herz
Des mächtig dir helfenden Jesus.

Hat er dir eine Last aufgelegt, sieht es aber in seiner Weisheit für gut an, dir dieselbe zu lassen, dann gibt er dir genügende Kraft und Gnade, dieselbe zu tragen, ja er trägt dich selbst samt deiner Last. Solches hat der Apostel Paulus erfahren, da er denselben um Wegnahme des Pfahls in seinem Fleisch bat. Der Pfahl wurde ihm nicht abgenommen, aber der Herr gab ihm die Antwort: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Und Paulus rühmte sich nun am allerliebsten seiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi in ihm wohne.

Ein bekannter englischer Evangelist kam einmal sehr niedergeschlagen nach Hause, weil er in seiner schweren Arbeit, Seelen zu retten, nicht den gewünschten Erfolg gehabt hatte. Er traf seine kleine Tochter, welche gelähmt war, in ihrem Stuhle vor der Türe sitzend. Sich zu ihr niederbeugend und ihr einen Kuß auf die Wangen drückend, fragte er sie, wo die Mutter sei. „Mama ist oben," antwortete das Mädchen. Der Vater sagte: „Ich habe ein Paket für sie." Das kleine Mädchen bat: „Papa, laß mich das Paket der Mama hinauftragen." „Liebes Kind," antwortete der Vater, „wie könntest du das Paket zu Mama tragen, du kannst dich selbst ja nicht tragen." „Ach, Papa," antwortete das Kind, „ich kann doch das Paket zu Mama tragen, und du, Papa, trägst mich." Er nahm die Kleine auf seine Arme und trug sie samt dem Paket die Treppe hinauf. Wie ein Blitz durchzuckte es sein Gemüt: „Das ist mein Zustand in meiner schwierigen Arbeit, ich trage meine Last, aber der Herr trägt mich samt meiner Last." Ja, Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott, der da hilft und uns samt unsern Lasten trägt. Darum, liebes Herz, laß dein ängstliches Sorgen und Zagen, wenn deine Lasten auch noch so schwer scheinen. Laß deine einzige Sorge sein, deinem Heiland zu gefallen, dich ihm ganz hinüberzugeben, ihm zu vertrauen, und ihm treulich zu dienen, dann lege deine Lasten zu seinen Füßen nieder, und du wirst mit Freuden deine Straße wieder weiter pilgern können.

Weg' hat er allerwegen,
An Mitteln fehlt's ihm nicht;
Sein Tun ist lauter Segen,
Sein Gang ist lauter Licht.
Sein Werk kann niemand hindern,
Sein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn er, was seinen Kindern
Ersprießlich ist, will tun.

Ein törichter Kaufmann wäre das, der sein Gold und Silber darum von sich werfen und nicht haben wollte, daß es in groben, unsauberen Säcken und Beuteln und nicht in schöner Seide oder Samt gebunden wäre, oder würde seinem Schatze darum feind, daß er schwer und nicht so leicht als eine Feder wäre, so doch die Natur des Schatzes ist, daß er schwer sei, und je größer, je schwerer; und der Brauch auch nicht ist, Gold und Silber in schönen Säcken u. Beuteln zu führen, sondern in schwarzem, grobem, unsauberem Tuch, das sonst niemand gern am Leibe trüge. Also ist's und hält sich's mit unserm Schatz auch, der ist wahrlich groß, teuer, köstlich und edel; aber wir müssen ihn führen in Ungemach und Leiden; das ist sein Sack und sein unsauberer Sack, darinnen er verborgen liegt.

Jerusalem.

Von P. B. Amstutz.

Unser erster Besuch galt der Grabeskirche. Sie ist von ansehnlicher Größe, aus behauenen Steinen aufgeführt und reichlich verziert. Dieses Gebäude enthält folgendes: Die Stelle, wo das Kreuz gestanden hat; das Loch, in welchem es gestanden, wird noch gezeigt. Ist wohl ein Fleckchen Erde von größerer Bedeutung für die Menschheit? Ehrfurchtsvoll, in Demut gebeugt, steht man da, und ein gewisses Schamgefühl, als Sünder an solcher heiligen Stätte zu stehen erfaßt das Gemüt. Mit noch größerer Hingabe würde man an diese Stelle hingerissen werden, wenn nicht noch eine Stelle wäre, die auch einen Teil dieser Huldigung beansprucht. Ungefähr 75 Fuß von diesem Ort ist die Stelle, wo eine rote Marmorplatte liegt, zur Bezeichnung des Platzes, wo sie Jesum hinlegten nach der Abnahme vom Kreuz, um ihn für die Grablegung zuzubereiten. Dieser Ort wird wahrhaft vergöttert. Während wir dort waren, kamen fortwährend Leute beiderlei Geschlechts, fielen auf ihre Knie und berührten mit dem Gesicht den Stein, um ihn mit einem Kuß zu verehren. Nur eine kurze Strecke davon ist das heilige Grab. Wegen des großen Gedränges konnten wir an diesem Tage keinen Zutritt erhalten. Wir gingen dann später wieder hin. Man sah einen aus dem Stein gehauenen Sarg, mehr einer Platte ähnlich, wo sie ihn hingelegt hatten. Durch die siegreiche Auferstehung hat diese Stelle ihren Eindruck teilweise verloren. Sie gibt uns Veranlassung, unsere Blicke himmelwärts zu richten. Nicht weit von der Kreuzesstätte wird der Ort gezeigt, wo die Weiber bei der Kreuzigung gestanden haben. Alles dieses in Augenschein zu nehmen und den Zweck und die Ursache solcher Hingabe zu betrachten, versetzt einen in tiefes Nachdenken, und betrübt über unsere Sünde verläßt man diese Stätte.

Weil wir jetzt eben an der Kreuzigungsstätte verweilten, will ich den andern Ort, welchen wir später besuchten, schildern. Man hat in neuerer Zeit einen andern Ort entdeckt, an dem das obengeschilderte Ereignis stattgefunden haben soll. Ich wurde getadelt, ich hätte zu viel geglaubt. Ich möchte darauf antworten: Irgendwo haben diese Ereignisse stattgefunden, glaubt man nicht, daß es an diesen Plätzen war, so hat man das Interesse verloren, und die Würze der Reise ist dahin. Uebrigens war dies Ereignis auf meiner ganzen Reise das einzigste, für das zwei Orte angegeben wurden.

Die zweite Stätte ist die sogenannte Gordon-Entdeckung. Die Ausgrabung und Bloßlegung war noch nicht vollendet, aber man konnte sich schon ein ziemlich genaues Bild von der Lage entwerfen. Das Grab war zur ebenen Erde in einen Felsen gehauen. Eine Oeffnung von 3 bei 5½ Fuß war der Eingang zur Grabesstätte. Etwa 10 Fuß nach innen von der Tür war die Ruhestätte zur Aufnahme des Leichnams vorbereitet. Noch ein Viertel von dem Stein, der die Oeffnung verschloß, war da, und nach demselben zu urteilen, muß er 6 Fuß im Durchmesser und 18 Zoll dick gewesen sein. Er war rund und ganz passend zu der Besorgnis der Weiber: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?" Das Grab zeugte von hohem Alter und die Umgebung hatte Aehnlichkeit mit einem Garten. Nicht ferne — wie die Bibel berichtet — war der Golgathahügel sichtbar. Wir gingen nicht hinauf, konnten aber dessen Oberfläche deutlich sehen. Der Eigentümer dieses Ortes sagte, er zweifle garnicht, daß dies die rechte Stätte sei, da sie mit dem Bericht der Bibel ganz genau übereinstimmt und ich mußte ihm darin beistimmen. Nicht der Ort, noch das Grab, sondern die Wichtigkeit der Erlösung der Menschheit ist es, was der Stätte die große Wichtigkeit verleiht.

Nachmittags wurde ein Fest gefeiert, so ordnete der Führer an, daß wir uns im Gasthof versammeln sollten. Um halb fünf Uhr begaben wir uns in eine russische Kirche, die wurde mit der Zeit so voll, daß wir eingepfercht wurden wie die Heringe, und ich mit meiner Zachäusgestalt auf den Zehen stehen mußte, um zu sehen und Luft zu schöpfen. Wir waren froh, als wir wieder hinaus kamen.

Den nächsten Tag begannen wir die Stadt Jerusalem zu besichtigen. Wir gingen durch das Davidstor hinaus und kamen in ein armenisches Viertel. Dort begegneten wir einem Leichenzug, der in einen Totenhof eintrat. Sofort sagte der Führer, wir wollen dieser Feier beiwohnen. Die Leiche wurde von zwei Personen auf einer Bahre getragen. Ich denke mir, so wie der Jüngling zu Nain. Der Leichnam war nur in ein Tuch eingewickelt und wurde so auf die Erde gelegt. Das Grab, das schon einem oder mehreren vorher gedient hatte, war noch nicht ganz fertig. Der alte Deckel wurde abgehoben, die Gebeine des Vorgängers wurden beiseite gelegt dann wurde der Verstorbene, nur in Leinwand eingehüllt, eingesenkt, der alte Deckel mußte noch einmal Dienste tun, die Gebeine des Vorgängers wurden hineingeworfen, dann wurde es zugescharrt, bis ein Nachfolger die Ruhe stört. Eine weinende Mutter war die einzigste Trauernde. Ein Geistlicher sprach, mit über das Grab ausgebreiteten Armen, einige Worte in einer fremden Sprache. Für die Trauernde hatte er kein Trostwort. So endete das Begräbnis.

Der nächste Besuch galt dem Haus, welches den gepflasterten Saal enthält, wo Jesus das letzte Passamahl mit seinen Jüngern feierte; und wo er dann das Abendmahl einsetzte. Der Raum war reinlich und schön und schien für nichts mehr gebraucht zu werden. Auch an dieser ereignisvollen Stätte versetzte man sich im Geist an jenen Abend, da der Heiland auf das ihm bevorstehende Leiden hinschaute. Wir folgten dann seinem Trauerwege bis zum Bach Kidron. Dort ist eine Siloaquelle. Als wir im Begriff waren, hinunter zu gehen, bemerkte der Führer, das sei nicht für jedermann. „Ach," sagte unser 74 Jahre altes Mütterchen, „ich würde mich schämen, heimzugehen, und den Teich Siloa nicht gesehen zu haben." Da dachte ich: „Was du tun kannst, das werde ich auch suchen zu vollbringen." Es war in der Tat ein mühevoller Gang; Rauh, mitunter steil, ging der Pfad abwärts. Als wir zur Quelle kamen, war sie beinahe trocken, denn beinahe ununterbrochen wird hier geschöpft und das Wasser meist von Frauen in steinernen Krügen, auf dem Haupte, nach Hause getragen. Jerusalem ist arm an gutem, frischem Quellwasser. Wir sahen große Zistern, welche einen Vorrat von Regenwasser zum Familiengebrauch aufbewahrten.

Der Tag ging zur Neige, und als wir nahe an den Gasthof kamen, begegneten wir einem Hochzeitszug. Hoch auf einem Kamele saßen die Brautleute im üblichen Hochzeitsschmuck, begleitet von Musik und Gesang, so gut es eben ging.

Die Mennoniten und die Wehrfrage.

Fortsetzung von Feb. 14.

Herr Bennett sprach über die Registrationskarten. Diese sollten unbedingt ausgefüllt werden. Sie bedeuteten keine Gefahr für uns, wir verpflichteten uns dadurch nicht zum Militärdienst. Der Zweck der Karten sei, auszufinden, was für Menschen vorhanden seien; wie viele da seien, die den Acker bauen, wie viele da seien, die andere Arbeit tun könnten, etc. Auch Herr Bennett versicherte wiederholt, daß die Mennoniten nicht würden gezwungen werden, Militärdienste zu tun, erstens, weil sie ein ackerbautreibendes Volk seien, und diese müßten sie haben auch zur Zeit des Krieges; zweitens, respektiere die Regierung ihre religiöse Ansicht über Teilnahme am Kriege; drittens, hätten wir von der Regierung ein Privilegium erhalten, und dasselbe würde von der gegenwärtigen und jeder zukünftigen Regierung respektiert werden, solange Canada unter der britischen Fahne sei. Wenn die Alliierten aber in diesem Kriege nicht siegten, dann wäre es wahrscheinlich auch mit der Freiheit, die wir als Mennoniten in Canada bis jetzt genossen hätten, aus. Canada würde unser Privilegium nicht als einen „Fetzen Papier" betrachten, so wie die Deutschen es mit dem Neutralitätsvertrag mit Belgien gemacht hätten. Bezüglich der Registrationskarten empfahl Herr Bennet, daß die Mennoniten am Rande der Karte quer über auf der Seite, wo die Fragen stehen, das Wort „Mennonit" schreiben sollten, damit sie wissen könnten, mit wem sie es zu tun hätten.

Wir fragten dann noch, ob es möglich sei, daß junge Leute von unserer Gemeinschaft, die sich hätten zum Soldatendienst bewegen lassen, frei kommen könnten. Die Antwort war: ja. Sie müßten allerdings selber frei

sein wollen und sich schriftlich um Entlassung an den Befehlshaber ihres Bataillons wenden. Dasselbe Gesuch solle auch an Herrn Robert Rogers nach Ottawa geschickt werden, und die Bitte würde gewährt werden. Dieses gelte aber nur für solche, die sich noch in Canada befänden, die schon über den Ozean seien, über die hätte die canadische Regierung nichts mehr zu bestimmen.

Es wurde von uns dann ferner gefragt, wen die Regierung als Mennonit betrachte, ob nur solche, die zur Gemeinde gehörten, oder auch die noch Ungetauften. Die Antwort lautete: Nicht nur die zur Gemeinde gehören, sondern überhaupt die Kinder mennonitischer Eltern. Wer sich aber einer anderen kirchlichen Gemeinschaft angeschlossen hat, wird nicht mehr als Mennonit betrachtet.

Schließlich baten wir noch, uns die gemachten Aussagen schriftlich zu geben, was uns auch bereitwilligst gewährt wurde. Weiter unten folgt die Uebersetzung der schriftlichen Antwort Herrn Bennetts.

Unsere Audienz dauerte gerade eine Stunde. Mit herzlichem Händedruck verabschiedeten wir uns von den Herren, ihnen bestens dankend für erwiesene Freundlichkeit und Güte, und gingen freudigen und dankbaren Herzens von dannen. Wir waren der Ueberzeugung, daß der gnädige Gott Gnade zur Reise gegeben hatte, und daß er unserer Glaubensgeschwister Gebete erhört hatte.

Im Verlauf des Nachmittags gingen einige von uns noch zu Herrn Roche, Minister des Innern und der Immigration, um über die Auswanderung der Mennoniten aus Rußland nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges, sowie über die Meddow Lake Reservation zu sprechen. Was der Minister hierüber zu sagen hatte, wird später mitgeteilt werden.

Wir traten unsere Rückreise Montag Abend an; machten von Toronto aus einen Abstecher nach den Niagara Fällen und besahen uns dieses Naturwunder, kamen dann über Detroit, Chicago, St. Paul und Winnipeg Sonnabend, den 13. Januar nach 12 tägiger Abwesenheit glücklich nach Hause, d. h. wir von Manitoba; die von Saskatchewan einige Tage später. Dem lieben Gott sei Dank für die gnädige Behütung und für den guten Erfolg unserer Mission.

Benj. Ewert.

Die Denkschrift, welche die Delegaten der Mennoniten der canadischen Regierung am 8. Januar überreicht haben.

Da unser Volk, die Mennoniten von Manitoba, Saskatchewan, Alberta und British Columbia, etwas unsicher geworden ist bezüglich der Stellung die man etwa von unserm Volk in der Wehrfrage erwartet, so wurden wir auf verschiedenen Versammlungen beauftragt nach Ottawa zu reisen um bestimmte Information zu erhalten bezüglich mancherlei Fragen, die unser Volk bewegen.

Wir wurden zu diesem Schritte veranlaßt durch widersprechende Briefe, die von Männern in Autorität an uns gelangten. Auch sind wir nicht ganz im Klaren über die eigentliche Bedeutung der Registrationskarten, die wir erhalten haben.

Unser Volk möchte gern Klarheit haben in Bezug auf Fragen, die für dasselbe stets so große Bedeutung hatten.

Die achtbaren Herren werden gütigst entschuldigen, wenn wir ganz kurz auf die Geschichte unseres Volkes hinweisen um zu zeigen, wie ernst unsere Väter es stets genommen haben mit der Stellung zur Wehrfrage.

Das Evangelium, wie wir es verstehen, erlaubt uns nicht Blut zu vergießen oder an Kriegen teilzunehmen. Die Mennoniten haben stets eine sehr entschiedene Stellung in dieser Frage eingenommen, und wir stehen heute noch so, wie unsere Väter standen.

Es war unter dem Druck dieser Frage, daß unser Volk im sechzehnten Jahrhundert von Holland nach Deutschland zog, da ihnen hier Freiheit vom Militärdienst versprochen wurde. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurde dieses Privilegium zum Teil widerrufen und unser Volk sollte zum Militärdienst herangezogen werden. Rußland bot damals Freiheit vom Dienst in der Armee und unsere Väter verließen ohne Zaudern ihre Heimat in Deutschland, wanderten aus nach jenem fremden Lande und taten freudig ihren Teil um die Wüsteneien der russischen Steppen in fruchtbare Gefilde umzuwandeln. Sie taten alles, was in ihrer Macht stand für das Land, welches ihnen eine Heimat und Religionsfreiheit bot.

Nach etwa hundert Jahren widerrief auch Rußland das den Mennoniten gegebene Privilegium. Wieder erging der Ruf, in der Armee zu dienen, und wieder mußten sie Umschau halten nach einem Lande, wo sie Gott dienen konnten nach ihrem eigenen Gewissen. Sie blickten hinüber nach Amerika, dem Lande der Freiheit. Manche dachten auch an Asien und einige zogen auch dorthin. Es war während dieser Zeit, als ein Abgeordneter der canadischen Regierung Herr Wilhelm Hespler, nach Rußland kam und unser Volk einlud, auf den jungfräulichen Ebenen des westlichen Canada neue Heimaten zu gründen. Deputierte wurden hierher gesandt im Jahre 1873, und als diese zurück kamen und ihren Bericht abgaben, entschloß sich ein großer Teil unseres Volkes zur Auswanderung nach Amerika. Viele gingen nach den Vereinigten Staaten, wegen der günstigeren klimatischen Verhältnisse, indem sie glaubten, daß das System, wie es dort herrschte, genügend Gewähr für Freiheit vom Militärdienst bot. Ein guter Teil ging nach Canada. Was für diese den Ausschlag gab, war das bestimmte Versprechen, daß wir nie zum Militärdienst herangezogen werden sollten. Die folgenden Sätze sind dem schriftlichen Privilegium entnommen, welches den 23. Juli 1873, vom Ackerbauminister in Ottawa unterzeichnet, den Deputierten gegeben wurde, um unser Volk zu bewegen, sich in Canada anzusiedeln.

1. Vollständige Freiheit von jeglichem Militärdienst ist durch Gesetz und durch Befehl des Regierungsrates (Order in Council) der Denomination der Christen, Mennoniten genannt, gewährt.

10. Die vollste Freiheit, ihre religiösen Grundsätze ohne jegliche Belästigung oder Beschränkung auszuüben, wird durch das Gesetz den Mennoniten geboten; und dieselbe Freiheit bezieht sich auch auf die Bildung ihrer Kinder in den Schulen."

Ein Teil des Berichtes des Komitees des geheimen Rates (Privy Council), bestätigt durch den Rat des General-Gouverneurs (Governer General in Council) den 25. September 1872, lautet wie folgt: „Daß die Mennoniten durch das Gesetz von Canada vollständig frei und ausgeschlossen sind vom Militärdienst oder Zwang, beides zu Zeiten des Friedens und des Krieges."

„Daß der Rat des General-Gouverneurs (Governor-General in Council) unter keinen Umständen irgend welche Umstände oder Regulationen vorschreiben kann, durch die im obigen erwähnten Personen gezwungen werden können, Militärdienste zu leisten."

Es war den 21. August 1877, als der damalige General-Gouverneur, Lord Dufferin, diese Pioniere des Red River Tales besuchte. Unsere Leute hatten unter sehr entmutigenden Verhältnissen schwer gearbeitet, um das Land zu kultivieren. Sie waren mehr als einmal hart am Rande der Hungersnot gewesen. Versuche waren gemacht worden, sie zu bewegen, Canada zu verlassen und eine neue Heimat in den Vereinigten Staaten zu suchen. Aus der denkwürdigen Ansprache Lord Dufferins an diese Ansiedler werden stets folgende Sätze in der Erinnerung unseres Volkes lebendig bleiben: „Ihr seid in dieses Land gekommen, wo die Leute, denen Ihr Euch zugestellen wollt, sich in einem großen Kampf befinden . . Die Feinde in diesem Kampfe sind nicht menschliche Wesen . . . Der Kampf, zu dem wir Euch einladen, ist der Kampf gegen die wilde Natur . . . Es wird nie von euch verlangt werden, Eure Hände mit Menschenblut zu besudeln . . . Wenn Ihr nun hierher gekommen seid, Frieden zu suchen, Frieden wenigstens können wir Euch versprechen. . . . ."

Wir haben gewissenhaft versucht, die Ebenen des südlichen Manitoba zu kultivieren, und später taten wir dasselbe in Saskatchewan und Alberta. Wir haben versucht, unsern Teil des Kontraktes zu erfüllen und wir vertrauen darauf, daß das, was uns versprochen worden ist, uns nicht wird genommen werden.

Eine weitere Erwägung, die uns veranlaßte, bei Ihnen, geehrte Herren, vorstellig zu werden ist der Umstand, daß viele unserer Brüder in Rußland nach dem Kriege eine neue Heimat suchen werden. Viele Privatbriefe sagen uns das. Wir möchten auch um ihretwillen Sie bitten uns fortgesetzte Militärfreiheit zu gewähren. Unsererseits wollen wir versuchen, alles zu tun, was in unserer Macht steht, unsern Brüdern in

Rußland zu helfen wenn die Zeit kommt, daß wir das tun dürfen. Einleitende Schritte sind in dieser Angelegenheit schon getan worden.

Schließlich möchten wir Sie unserer unentwegten Loyalität versichern gegen das Land, das wir als unsere Heimat lieben gelernt haben. Wir möchten unsern Dank aussprechen für die Rücksicht, die uns bisher erwiesen wurde, und wir vertrauen fest darauf, daß wir auch in der Zukunft Freiheit vom Militärdienst werden genießen dürfen.

Wenn nun Sie, geehrte Herren, uns freundlichst eine klare Versicherung geben, daß uns fortgesetzte Freiheit vom Militärdienst gewährt wird, so würden Sie zu innigem Dank verpflichten Ihre demütigen Bittsteller, die Mennoniten von Canada.

Bestätigung der gegebenen Versicherungen in Angelegenheit der Wehrfrage.

Ottawa, den 8. Januar 1917.
Geehrte Herren!

In Bezug auf die Unterredung, die Sie heute morgen mit dem ehrenwerten Herrn Robert Rogers und dem Obersten Clark, Unterstaatssekretär für innere Angelegenheiten, welche beide die Dominion Regierung vertraten, und mir, hatten, will ich noch schriftlich die Erklärungen bestätigen, die Ihnen mündlich gegeben wurden.

1. Die Bestimmungen der Cabinettsorder unter welcher sich die Mennoniten in Canada niederließen, garantieren ihnen Befreiung vom Militärdienst. Canada wird seine durch die Kabinettsorder übernommenen Verbindlichkeiten in weitgehendster Weise respektieren.

2. Die Glieder der mennoniten Gemeinschaft werden ersucht, die Nationaldienstkarten auszufüllen und sie ohne Verzug einzusenden, und es wird ihnen empfohlen das Wort „Mennonit" quer über die Vorderseite der Karte zu schreiben, um dadurch ihre Religionsüberzeugung kund zu tun. Es ist nicht notwendig, daß hier eingehend erklärt wird, warum diese Karten eingeschickt werden sollten. Nur so viel dürfte gesagt werden, daß es erforderlich ist, daß der Staat eine möglichst genaue Kenntnis habe von der Zahl der männlichen Personen zwischen dem 16ten und 65sten Lebensjahre, die wegen ihrer Religion nur für landwirtschaftliche und gewerbliche Beschäftigungen zu haben sind.

3. Von jedem Gliede der mennonitischen Gemeinschaft wird verlangt, ja es ist seine Pflicht, seine ganze Kraft einzusetzen, um mehr landwirtschaftliche Produkte während des gegenwärtigen Jahres im westlichen Canada zu erzeugen. In dieser Weise kann er der Nation Dienste erweisen, die, wenn auch nicht gerade wesentlich für den Erfolg unserer Sache, doch so wichtig wie der Militärdienst selber sind. Denn die Armeen können nicht ohne Nahrung existieren.

4. Wenn ein Glied der mennonitischen Gemeinschaft aus Unkenntnis oder aus anderen Ursachen sich zum Heeresdienst hat anwerben lassen und wünscht losgelassen zu werden, so wird ihm seine Bitte sogleich gewährt werden, wenn er ein Gesuch an den Obersten seines Bataillons einreicht, in welchem er erklärt, daß er ein Mennonit ist und entlassen zu werden wünscht. Das Gesuch muß schriftlich von dem Bittsteller selber gemacht werden. Ein Gesuch durch annere wird nicht genügend sein. Doch obgleich die Mennoniten frei vom Militärdienst sind, so steht selbstverständlich keinem Gliede dieser Gemeinschaft irgend etwas im Wege, sich freiwillig dem Heere anzuschließen.

Dies denke ich, deckt die Fragen, die Sie uns vorgelegt haben.

Ihr ergebener
(gezeichnet) R. B. Bennett.
Generaldirektor für den Nationaldienst.

Die Friedensfreunde in England.

Beatrice, Nebr., 4. Februar 1917.
Lieber Br. C. v. d. Smissen! Ganz kürzlich erhielt ich einen Brief von einer Freundin aus England, der einen Einblick gibt in die traurigen Zustände, wie sie gegenwärtig dort existieren, von welcher aber die Außenwelt keinen Begriff hat. Da ich glaubte, es könnte den lieben Lesern des Bundesboten interessant sein, schicke ich Ihnen eine Uebersetzung von Teilen des Briefes, und bitte Sie, denselben einen Platz in Ihrem Blatt zu geben. Das Ganze ist länger geworden, als ich erwartete, aber ich wußte kaum, was ich auslassen sollte, ebenso ging's mit den zwei Postkarten (die sich selbst erklären).

Wie der Brief mit seiner freien Aussprache überhaupt die Zensur passieren konnte, ist rätselhaft. Ich kann es nur dadurch erklären, daß die Handschrift meiner Freundin sehr eigentümlich ist, und schwer zu entziffern, und da der Anfang des Briefes meistens nur von Dingen handelt, die von persönlichem Interesse sind, hat sich der Zensor wahrscheinlich nicht die Mühe gegeben, ihn noch weiter zu entziffern, sondern hat ihn durchgehen lassen, ebenso die Karten. Bitte, dieses später dann auch den „Wahrheitsfreund" kopieren zu lassen.

Mit freundlichem Gruß,
Helene Jansen.

B., England, den 12. Jan. 1917. Liebe Freundin! Ich schicke Ihnen einen Brief, sowie ein Päckchen mit Photographien; weil ich aber fürchte, keins von beiden wird Sie erreichen, so schicke ich Ihnen diese Karte, da dieselbe eher befördert werden könnte. Ihr Kalender, den ich vor einigen Tagen erhielt, ist mir, mit seinem schönen Denksprüchen, ganz besonders in diesem Jahr, lieb und wert; deshalb schrieb ich sogleich; aber ich fürchte, ich habe in dem Brief zu viel über den Krieg gesagt, und deshalb wird er nicht durchkommen. — Unser Leben hier ist jetzt ein trauriges — England geht mit Riesenschritten b e r g a b. Die besten Menschen sitzen hinter Schloß und Riegel in Gefängnissen und Wachtstuben. — Ich glaube, Sie wissen wenig von dem, was hier jetzt vorgeht. . . . .

Soweit die Postkarte; folgendes ist der Brief:

Meine liebe Freundin! Es hat eine lange Zeit gedauert, ehe ich Ihren lieben Brief beantworte. Der Grund war nicht Vergeßlichkeit, aber das Leben gestaltet sich hier so, daß es schwer ist, überhaupt zu schreiben. Ach, wir haben in der Tat ein trauriges Leben zurückgelegt, 1916; und ich glaube kaum, ob irgend ein Land das Jahr 1917 trauriger angefangen hat, als wir, denn die kleine Hoffnung, die wir hatten, daß das Schreiben, welches Präsident Wilson an die verschiedenen Nationen richtete, möchte der Anfang von bessern Dingen sein, ist fast verschwunden durch die Erwiderung, welche heute in unsern Blättern steht . . . .

(In einem frühern Briefe fragte sie an, ob vielleicht Aussicht sei, daß junge Männer, welche gewissenshalber nicht Soldaten werden könnten, hier in Nebraska oder sonstwo Arbeit finden könnten, und darauf bezieht sie sich, wenn sie weiter schreibt:)

Es war freundlich von Ihnen, mir Auskunft zu geben über Arbeit in Nebraska; aber Sie haben mittlerweile wohl schon gehört, daß unsere jungen Leute nicht mehr aus dem Lande dürfen, und wir, die wir an die Sündlichkeit des Krieges glauben, haben jetzt eine sehr, sehr schwere Zeit. Zwei unserer Freunde wurden grade am Neujahrstage festgenommen, und ich erwarte, beide werden ins Gefängnis gebracht; sie sind Leute, deren Gegenwart einem Gefängnis eine Ehre sein muß. — Man sagt von „Wormwood Scrubbs" (dem Gefängnis, wo die meisten der gewissenshalber Verfolgten [conscientious objectors] eingesteckt sind), daß es keinen Platz in England gibt, der mehr aristokratisch ist. Immerhin befinden sich jetzt dort Männer, die vielleicht noch unsere Nation vom moralischen und geistlichen Untergang retten werden.

Ich glaube nicht, daß Amerika den geringsten Begriff davon haben kann von dem, was hier in England jetzt vor sich geht. — Wir klammern uns an die Hoffnung, daß Präsident Wilson fortfahren wird, mit seinem Friedensversuchen (oder -bestrebungen). Die Zeitungen hier repräsentieren n i c h t das „b e s s e r e E n g l a n d" und während den letzten drei Monaten scheint der größte Teil unsers Volkes zu dem Bewußtsein gekommen und zu der Tatsache erwacht zu sein, daß es ganz und gar n u t z l o s ist, w e i t e r z u f e c h t e n. Jeder Soldat, der vom Schlachtfelde zurückkehrt, hat ein Sehnen, n i e w i e d e r dorthin zurückzugehen. Wenn nur die Soldaten könnten ihre Stimmen lautbar machen (oder öffentlich dagegen erheben), dann glaube ich, hätten wir sofort Frieden.

Mittlerweile ist in den Gefängnissen und Wachtstuben ein religiöses Leben erwacht, welches wunderbar um sich greift, so daß man fast fühlt, als ob die Leiden und Schmerzen jetzt schon Frucht getragen hätten.

Ein Mann, ein Gefängnisbeamte, sagte zu meiner Schwester, welche eine Anzahl dieser „conscientious objectors" zu Fuß vom Gefängnis zur Eisenbahn begleitete: „Wenn ich hundert Söhne hätte, so würde ich wünschen, sie wären alle mit diesen Männern!" — Man kann hier so recht sehen, daß es die W i r k l i c h k e i t i h r e s

Glaubens ist, welches so einen tiefen Eindruck macht auf die Männer, die angestellt sind als Wachen.

Obschon diese Männer anfangs furchtbare Grausamkeiten zu erfahren hatten, so hört man doch in letzter Zeit, daß die Behandlung besser ist. Ich glaube fast, gegenwärtig leiden ihre Frauen zu Hause noch am meisten.

Niemand weiß, was jetzt geschehen kann, denn seit Herr Lloyd George ans Ruder gekommen ist, fühlen wir, als ob kein Halt mehr ist in irgend einem Teil unsrer Regierung, und als ob das Schlimmste geschehen könnte. Ich fühle jetzt, als ob uns nur noch eines bleibt, worauf wir uns verlassen können, und das ist — das Leben, die Gebete, und die Treue derer, die die feste Ueberzeugung haben, wir können und müssen einen besseren Ausweg finden als den Krieg.

Alle Nationen, außer die kriegenden, können dabei helfen, und Amerika noch mehr als alle andern. — Die Deutschen in England haben jetzt eine schlechte Zeit. Wir haben deutsche Freunde, die uns oft besuchen, aber man ist hier sehr deutschfeind, u. einige unserer Freunde sind sehr böse auf uns, weil wir die Deutschen bevorzugen und unterstützen oder auch sie bei uns aufnehmen. Manche zeigen uns öffentlich auf der Straße durch Schmähungen ihren Unwillen; neulich mußte ich es erfahren von meinen liebsten Freunden. Dieses kommt mir fast vor wie ein gewisser Grad von Wahnsinn.

Ich hoffe, ich habe Sie nicht ermüdet mit meinem langen Brief.

Ihre aufrichtige Freundin.

Nun folgt eine Postkarte, datiert den 18. Januar 1917.

Es tut mir leid, aber heute kam das Paketchen mit den Photographien, das ich neulich an Sie abschickte, wieder zurück, weil es nicht fortgehen darf. Ich bedauere, die Bilder nicht abgeschickt zu haben, ehe dieses neue Gesetz gemacht wurde. — Es scheint, wir haben jetzt keine Verbindung mehr mit der Außenwelt, wenigstens wird es immer weniger. Es ist so traurig! Aber wir hoffen, es wird alles bald vorüber sein. Es finden sich immer mehr Leute in England, die entschieden Frieden haben möchten, und es sind jetzt nur die Regierungen, welche diesen Krieg fortsetzen. (Bundesbote.)

(Die Schreiberin dieser Briefe ist, wenn wir nicht irren, Mitglied der Gemeinschaft der Quäker. — Ed.)

Vereinigte Staaten

California.

Winton, Calif., den 8. Feb., 1917. Die Zeit eilt mit uns dahin wo keine Zeit mehr sein wird. Jeder Tag soll uns durch Gottes Gnade näher bringen zum Ziel unserer ewigen Ruhe. Da gilt's, den alten Menschen zu kreuzigen samt allen Lüsten und Begierden, und gottselig zu leben in dieser argen Welt. Wie bange wird die teure Gnadenzeit unter den jetzigen Kriegswolken. Lasset uns mehr ernstlich dem Frieden und der Heiligung nachjagen, und demütigst zu Gott beten. Wer weiß vielleicht fristet er uns noch länger Friedenszeit in unserm Lande.

Schon der zweite Monat vom neuen Jahr ist am schwinden, und manche Ereignisse sind schon in diesem Jahr vorgekommen. So ist auch wieder ein Unglück in Turlock, Calif., geschehen. Es betrifft den l. Neffen Nathan B. Köhn, Sohn meines Bruders B. T. Köhn. Das Unglück passierte ihm vor zwei Wochen. Er war in seinem eigenen Gedinge beim Ofen beschäftigt, da das Feuer im Ofen nicht brennen wollte holte er eine 5 Gallonekanne mit „Distilate", und goß auf das glimmende Feuer. Die Kanne explodierte, wobei sich das brennende Oel über sein Gesicht ergoß und ihm schrecklich verbrannte. Zum Glück hatte er eben einen Eimer Wasser ins Haus geholt zum trinken, worein der brennende Kopf gestoßen ward ohne das er weiß wie er hinein kam. Er sagt er wollte die Tür aufreißen im Schreckenswahn, welches nicht gelang, und als er etwas zu sich kam, befand er sich im Eimer Wasser. Wäre er hinaus gekommen an die Luft anstatt in das Wasser, dann wäre es viel schlimmer geworden.

Wir besuchten den Verunglückten letzte Woche in Turlock bei seinem Bruder Josef Köhn, nachdem er vom Hospital gekommen, und aufs beste behandelt war. Aber was für ein Anblick bot sich uns, da wir in das Haus eintraten anstatt den sonst so schönen Jüngling. Wir hätten ihn nicht gekannt, wenn wir nicht gewußt daß er's sei. Ein Glück daß seine Kleider nicht besprengt waren und nicht gleich Feuer fingen, nur das Gesicht, Hals und beide Hände sind grausam entstellt. Der sonst so muntre Nathan sah ernst und bedauernswert aus; doch sagte er daß er sich freue daß sein Gesicht schon anfange zu heilen. Und somit hoffen wir, der l. Gott wird der Natur gebieten, ihn wieder in normalen Zustand zu bringen, außer daß befürchtet wird es mögen Narben bleiben.

Das Wetter ist immer schön. Die Leute verlangen schon nach Regen. Hat diesen Winter soweit nur einmal geregnet. Das hielt eine Woche an, daß die Erde gut durchnäßt war, wiewohl es nicht schwer regnete.

Bäume pflanzen, Alfalfafelder bestellen, Kartoffeln pflanzen und Garten machen so wie auch Bauen gehört zur Tagesordnung. Von Krankheit weiß ich nicht in der Umgebung.

Könnte man sich doch mehr in Gottes Wege schicken, oder sie mehr verstehen, dann würde manche Traurigkeit leichter sein, und sie wirkte eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit.

Grüßen die Freunde und alle Leser mit Psalm 119.

T. T. und Eve Koehn.

Dinuba, Cal., Feb. 8, 1917. Werte Rundschau! Gruß des Friedens zuvor. Will die Reisekosten fürs Blatt erneuern. Die Berichte und die Belehrungen, welche das Jahr hindurch das Blatt ausmachen, sind mir viel wert. Wir haben jetzt schönes Wetter, welches uns auch schon sehr paßt. Auf der Krankenliste ist unsere Schwester Anna, Frau N. Enns, seit einer Woche, leidet an Rheumatismus in allen Gliedern, ist fast hilflos, liegt im Bett. Es ist schwer für eine Familie wenn die Mutter krank ist. Wir hoffen der Herr schenkt ihr bald Gesundheit wieder. Geschwister Johann Both von Indien sind hier auf Besuch, und des Abend ist Versammlung in Reedley, wo der Bruder das Evangelium predigt, und nebenbei auch manches von Indien erzählt. Ja wenn man so lauscht und von der Dunkelheit und Armut unter den Heiden hört, dann bekommt man so ein wehmütiges Gefühl, ein Mensch nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, und so herunter gekommen, daß wohl wenig Unterschied zwischen Mensch und Tier zu sehen ist. Es ist doch ein großes Wunder, daß solche tief in Unwissenheit versunkene Menschen noch an das Evangelium glauben können. Der Herr thut dieses Wunder, denn er sagt, daß auch die Thoren nicht irren dürfen. Aber wie sieht es unter der Christenheit aus? Wo ist das kindliche Gottvertrauen, es ist am Abnehmen und die Zeit rückt heran, wie es war zu Noahs Zeit. Wollen uns gegenseitig zurufen wie Josua that: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Wir sind in der Familie gesund, auch die Eltern und Geschwister, grüße alle Verwandten und Bekannten mit diesem Schreiben. Reisende nach dem oberen Kanaan

Johann u. Katharina Harms.

Montana.

Hydro, Montana, den 8. Febr. 1917. Liebe Geschwister! Da ich noch nicht einmal in die Rundschau etwas habe herein setzen lassen, und ich bin dazu aufgefordert, so muß ich versuchen, etwas von hier zu berichten. Gesund sind wir noch Gott sei Dank alle, und wünschen allen Rundschau-Lesern dasselbe. Jetzt muß ich einmal spazieren gehen bei I. H. Hiebert bei Gouldtown. Guten Tag Bruder Kornelius und Schwägerin Elisabeth, wie geht es jetzt bei Ihnen? Wenn ich ein wenig Besuch mache, so möchte ich auch um Nachtquartier bitten, auch habe ich die lange Reise nicht viel gegessen. Man wird auf dem Zug schläfrig, das lange Ende zu fahren. Ja, jetzt bin ich da. Um mich nicht lange aufzuhalten, will ich zu D. Schultz gehen zu Mittag. Guten Tag, Mister Schultz, und kleine Nichte, ich bin müde von der Reise, ich war bei C. Hieberts zu Abendbrot und Frühstück, und möchte bei Euch Mittag haben. Um mich auch nicht zu lang aufzuhalten, so muß ich wieder nach Hause fahren.

Ich fange morgen bei J. Krause an, die Post Office zu bauen. Die Post hat so eine halbe Meile geändert, von J. Sickler zu Jacob Krause. Ich möchte gerne etwas bitten von Euch Cornelius C. D. Schulz, daß Ihr möchtet einen Dollar an die Rundschau schikken, daß ich auch das Blatt möchte lesen, wenn Ihr habt so viel Weizen gebaut. Ich habe 20 Buschel für die Hühner, das ist alles, aber Ihr könnt alle im Frühjahr her-

kommen spazieren. Auch hier ist es gestern und heute ziemlich schön, wir waren gestern bei J. J. H. Janzens zu Gaste, dann haben wir erfahren durch die Rundschau, daß die noch am Leben sind, ich muß auch noch den Editor fragen, ob er meine paar Zeilen möchte aufnehmen in die Rundschau für das erste Mal. Das nächste Mal mehr, wenn dem Editor das nicht zu viel ist. Noch einen Gruß an den Editor und an meine Geschwister, Freunde und Bekannte

H. G. Siebert.

Ich schicke Euch einen Dollar für die Zeitung zu schicken auf ein Jahr. (Danke. Ed.)

Chinook, Mont., den 29. Jan 1917. Box 13. Werter Editor!

Will ein paar Zeilen schreiben, das Wetter ist jetzt nicht sehr angenehm, draußen ist es kalt, aber sonst schön. Bitte um Entschuldigung für so lange warten, bis ich das Geld habe. Ich schicke es Ihnen jetzt, es sind $3. für 1916 und 1917 und 1918 in einem Check. (Dank für die Zahlung. — Ed.) Wie ich verstanden habe, haben Sie uns die Rundschau zugesandt als Hochzeitsgeschenk in 1915. Sehr vielmal danke schön dafür. Wir haben viel Schnee, hin und wieder einmal einen Schneesturm, aber dann ist es gewöhnlich nicht kalt. Das Wasser brauchen wir nicht weit fahren, denn es ist nur eine halbe Meile von uns entfernt. Wenn man sich eine Cisterne macht, und sie voll Wasser fährt, dann hat man für eine Zeitlang. Doch wie manche haben größere Beschwerden damit, wenn sie das Wasser weit fahren müssen und viel vieh haben. Nun ich muß schließen, noch einen Gruß an alle Rundschau-Leser und den Editor, von

Heinrich C. Löwen.

Süd-Dakota.

Freeman, S. Dak., den 12. Februar 1917. An den werthen Editor der Rundschau, Gott zum Gruß und Jesum Christum zum Trost. Wir haben gegenwärtig kaltes Wetter, haben auch schon etliche Schneestürme gehabt, den letzten hatten wir vom 3. auf den 4. Februar in der Nacht bekommen mit großer Kälte, den Sonntag über, daß man auch draußen nichts sah. Das Eisenbahnfahren ist oft aufgehalten, die Schneepflüge mußten immer thätig an der Arbeit sein. Diese Woche war kein Sturm, Morgens war es immer 10—15 Grad unter Null, es braucht viel Brennzeug, und jetzt keine Kohlen zu kriegen. Es kann schlecht werden, aber es wird auch Rath werden. Nun, man liest ja jammervolle Berichte von dem europäischen Krieg, und wir haben die Gnade, bis jetzt noch ruhig und ohne Sorgen zu leben, aber Gott weiß, was wir noch zu erwarten haben. Nun Gottes Wege sind unerforschlich, es ist unbegreiflich wie er regieret. Hier ist ein Buch zu lesen bei uns, es hat den Namen Abendschule. Es ist auch immer viel von Krieg zu lesen, man liest auch wie viel immer für die Armen, Witwen und Waisen zugeschicke wird.

Nun weil es an dem ist, daß ich auf ein weiteres Jahr die Rundschau bezahlen werde, und etwas für den Bericht schreiben will, mit der Gesundheit geht es noch so Gott sei Dank. Sterbefälle kommen auch immer vor, darum sollen wir uns auch vorbereiten zum Sterben. Wenn wir so hinein blicken in die Gottlosigkeit, wie es dem Verderben zu geht, wehe uns wenn wir vor dem Richter erscheinen werden, und werden zur Linken abgewiesen werden, wie es auch in Jesaia heißt im 29. Kap. 15. Vers: Wehe denen, die verborgen sein wollen ihr Vornehmen zu verhehlen und ihr Thun im Finstern halten und sagen, wer siehet uns und wer kennet uns, und fahren doch immer so fort in Sünden. Darum heißt es, wir sollen uns nicht verloren geben, sondern uns zum Heiland wenden, der da keinen verstößt der seine Zuflucht zu ihm nimmt, er erlöst von allem Uebel.

Jakob Hofer N. 4.

Canada.

Manitoba.

Winkler, Man., den 14. Februar 1917. Sehr werter Editor der Rundschau! Ich Unvollkommener, der ich nur ein sehr schlechter Schreiber und Dichter bin, erscheine vor euren Augen, wenn auch nicht persönlich, so doch mit einem kleinen und unvollkommenen aber doch von Herzen gut gemeinten Schreiben, um eingelassen zu werden, und will auch fest hoffen und glauben, daß Ihr mich Unvollkommenen auch einlassen werdet, um etliche Worte von mir zu hören.

Erstens kann ich berichten, daß es hier in Manitoba fast jeden Tag stürmt und schneit. Und dazu noch einige Mal tüchtig kalt, bis zu 35 Grade, mitunter aber auch weniger. Heute morgen waren es aber nur 12 Grad mit ganz leichtem Schneefall. Leider muß ich aber befürchten, daß, wenn es dieses Frühjahr wieder schnell auftaut, wir sehr viel Wasser bekommen werden, und dieweil wir auf einer sehr niedrigen Stelle wohnen, so kommt es uns auch immer bis ins Haus, was uns die Zeit auch nicht sehr lieb ist. Doch bleibt es nicht sehr lange stehen, dann zieht es wieder ein.

Weiter ist von hier zu berichten, daß hier in unserem Dorf zwei Kinder an Masern gestorben sind. Eines bei Isaak Fehren und eines bei Kornelius Frösen. Ein Kind ist geboren bei C. L. Wallen, ein Mädchen mit Namen Katharina und ein Mann gestorben in Reinfeld mit Namen Klaus G. Thiessen, alt geworden Ende sechzig Jahre. Genug für diesmal. Jetzt bedanke ich mich auch noch sehr viel mal bei dem werten Freund oder Verwandten, der mir die schöne Rundschau sowie auch den Kalender zugeschickt hat. Mein Wunsch ist Gott möge den Mann segnen in allem was er beginnt, auch segnen seinen Aus- und Eingang von nun an bis in Ewigkeit. Verbleibe Euer aller Freund und Bruder

Claus D. Thiessen.

Saskatchewan.

Waldheim, Sask., den 4. Feb. 1917. Werter Editor! Da wir die Rundschau erhielten den 3. Feb. sahen wir, daß die Jahreszahl geändert wurde, also ist das Geld hin gekommen, denn hier wurde erzählt, die Rundschau ist verboten. Also unsern Dollar haben wir eingeschickt, und die Rundschau haben wir wieder erhalten. Die Bücher habe ich auch erhalten, besten Dank, werde das Geld auch schicken, also $1.85. (Richtig erhalten. Danke. Ed.)

Kann von hier berichten, daß wir einen strengen Winter haben, bei unsern Nachbarn ist es traurig, das heißt bei Peter Krökers, er sitzt im Bett zu sagen ganz verkrüppelt, und sie ist sehr krank, so daß ihre Kinder da Tag und Nacht sein müssen. Sie wollten mit Frau Kröker nach Saskatoon fahren um eine Operation vorzunehmen, aber wegen dem kalten Wetter haben sie es für diesmal aufgegeben, sie war zu schwach; also diene dieses ihren Freunden zur Nachricht, die weit und breit zerstreut wohnen. Unsern Freunden, die weit und breit zerstreut wohnen, diene zur Nachricht, daß unsere Mutter diesen Winter bei B. Rickburs Hepburn ist. Wir in unserer Familie sind gesund, außer die drei kleinsten Kinder hatten den blauen Husten, was aber sozusagen bald ganz weg ist. Wenn es dem Editor nicht zu viel Arbeit macht, dies in eine Spalte aufzunehmen, dann ist es den Freunden bekannt.

G. u. Elisabeth Ens.

Hague, Sask., den 3. Feb. 1917. Werthe Rundschau! Da ich Dich wieder ein ganzes Jahr pünktlich jede Woche zu Gaste bekommen habe, so muß ich dich doch auch mal besuchen, und wieder auf ein weiteres Jahr einladen, nebst Jugendfreund. (Einladung gerne angenommen. Danke für Zahlung. —Ed.)

Wir wohnen auf der Farm und dann bei solcher Bärenkälte, wie wir jetzt haben, bis 35 Grad R., da ist die Rundschau ein besonders guter Freund, dann wird sie von vornen bis hinten ganz durchgestöbert, und sehr gerne werden die Briefe aus Rußland gelesen, weil sie nur so spärlich kommen, und doch viel daraus zu nehmen ist, wie es da zu geht. Eine dunkle Zukunft, doch wer auf Gott vertraut, der hat auf einen Fels gebaut, und wo die Not am größten, da ist der Herr am nächsten. Hier in Canada ist auch nicht immer Sonnenschein „sondern dunkle Wolken gehen über das Land und machen aufblicken zu dem, der alles sieht und weiß. Noch einen Gruß an Eltern und Geschwister. An John B. Peters habe ich einen Brief abgeschickt, wie ich jetzt gehört habe, sind sie bald wieder bei uns. Also eine glückliche Reise. Gesund sind wir so ziemlich, was wir Euch auch allen wünschen.

Abr. K. Hildebrecht.

Ernfold, Sask., den 29. Januar. Lieber Editor samt allen Lesern! Dieweil ich so gern die Berichte in der Rundschau le-

Fortsetzung auf Seite 9.

Die Mennonitische
Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

28. Februar 1917.

Editorielles.

— „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben." Psalm 46, 1.

— Infolge eines Unwohlseins des Editors mußten mehrere Briefe und Berichte für die folgende Nummer zurückgelegt werden.

— Dunkle Wolken lagern über der Welt, Krieg und Frieden, soweit es unser Land angeht, steht auf des Messers Schneide. Der einzige Trost ist, daß Gott noch im Regimente sitzt und daß seine Gedanken höher sind als unsre Gedanken, und seine Wege höher als unsre Wege.

— In einer seiner Zeitpredigten, sagt jüngst Dr. G. C. Berkemeier: „Es wird noch vollends an den Tag kommen, daß nicht die Völker, nicht die Menschen diesen Krieg wollten und ihn herbeigeführt haben. Eine Handvoll Menschen, sagen wir lieber „Unmenschen," ohne Herz und Gewissen, haben das Rad ins Rollen gebracht, das die Völker Europas jetzt rädert, haben das Unwetter fürchterlicher Greuel und übermenschlicher Leiden heraufbeschworen. Sie sind ein Auswurf der Menschheit. Die Völker selber sind vergewaltigt, in den Krieg hinein gelistet und gezwungen worden, und sie sehnen sich jetzt nach Frieden; und wie jene Unmenschen nicht geachtet haben auf den Protest der Massen gegen den Krieg, so wollen sie jetzt nicht hören auf den millionenstimmigen Schrei nach Frieden, der jetzt zum Himmel emporsteigt. Aber sie werden noch darauf hören müssen."

— In der verhängnisvollen, ernsten Tagen, in welchen wir leben, sind folgende Worte des großen Friedensbefürworters, Wm. J. Bryan, welche er vor einer Massenversammlung in New York hielt, beherzigenswert: „Keine Nation hat die Ver. Staaten zum Kriege herausgefordert. Wenn aber eine Nation es tun sollte, dann sollte dies die Antwort der Nation sein: Nein! wir haben die Wohlfahrt von hundert Millionen Menschen zu wahren, kostbare Ideale hochzuhalten, und wir wollen uns nicht mit euch in Blutströmen wälzen um einer falschen Auffassung willen." — Ein Passus der Rede Bryans, der großen Beifall hervorrief, lautete: „Gott verhüte es, daß wir einer Nation den Krieg erklären, die nicht unser Feind ist und mit uns keinen Krieg haben will . . . Ich habe Vertrauen in den Präsidenten. Nie ist ein Präsident besorgter gewesen, das beste für sein Land zu tun, oder das, was das Volk für das beste hält."

— James Wood, einer der Führer der Quäker, schreibt in Bezug auf das erwartete Gesetz, durch welches der allgemeine Militärdienst eingeführt werden soll: „Wenn ein solches Gesetz zur Annahme gelangt, und für die Quäker keine Befreiung vorgesehen wird, dann zweifle ich nicht daran, daß beide Parteien, die orthodoxen Quäker wie die Hicksiten, sich weigern werden, ihre Kinder Militärdienst tun zu lassen oder selber zu dienen. Nächstes Jahr ist unsere fünfjährliche Versammlung, und diese wird sicher die nötigen Schritte tun. In jedem Fall werden die Quäker würdig ihren Standpunkt vertreten. Irgend jemand muß leiden; der einzige Weg zum Fortschritt ist, daß man sich zum Rechten bekennt. Gefängnisräume sind den Quäkern von früher nicht unbekannt. Ein amerikanisches Gefängnis für unser Widerstreben gegen solches Uebel erscheint uns als besserer Aufenthalt als die Freiheit mit Verletzung unseres Gewissens. Wir wollen nicht drohen, das ist nicht unsere Art, aber wir werden uns nicht fügen. Sonst wären wir nicht wahre Quäker." Wood ist Präsident der amerikanischen Bibelgesellschaft, aber in diesem Fall spricht er nicht für die Gesellschaft, sondern als Quäker. Gewiß würden in einem Kriege die Quäker nicht allein stehen.

— Die Knappheit der Lebensmittel in unsrem reichen, großen Lande und die drückende Preissteigerung der absoluten Bedürfnisse des Volks, sagt die „Ev. Zeitschrift", läßt auf verschiedene, prinzipiellen Mißverhältnisse in der Volkswirtschaft unsres Landes schließen. Regeln und Gesetze werden gesucht und vorgeschlagen; Comissionen haben diese Umstände in Berathung. Offenbar ist, daß wir im Planen, Fürsorgen und Haushalten individuell und im Ganzen noch viel zu lernen haben und wohltun würden zu sehen, wie Andere es machen. In Europa sind die Märkte unter gesetzlicher Controlle, geschäftlich regulirt. Die Manipulationen Einzelner, wie das hier der Fall ist sind dort nicht gestattet. Der Staat hat ein wachsames Auge, zum Besten Aller, nicht blos einzelner Starker. Der Schwächere muß auch leben. Ein sogenannter Corner an Mehl u. dgl. würde in Frankreich schlecht fahren. Und das Gewerbe und Betriebsamkeit, Industrie u. dgl. Dinge in Deutschland angeht, da hat der Staat ein Wort mitzureden. Der Staat sieht auch dazu, daß der Bauer lernt, was, wie und wann er zu pflanzen, zu ernten und wie und wo er seinen Ertrag zu verkaufen hat. Die Folge ist, daß unter wissenschaftlicher Bearbeitung und Betreibung, das Einkommen und die Ertragsfähigkeit des Landes sich in den letzten 30 Jahren, um das Dreifache vermehrt hat. Die Hülfsquellen des Volkes werden präservirt und genährt, statt wie es hierlands vielfach der Fall ist, ausgebeutet im Interesse Einzelner und ruinirt für die allgemeinen Interessen des Ganzen und der Zukunft. Ein wenig mehr Studium und gesetzliche Rangirung, von Civil und Culturwissenschaftlicher An- und Oberleitung, statt räuberischer Krähenleistungen, würde Verhältnisse schaffen die mehr kongenial wären. —

— „14 Millionen Polen, einschließlich alle Kinder unter vierzehn Jahren, sind vom Erdboden vertilgt worden. 500,000 junge polnische Mädchen sind zuschanden gerichtet worden. Mehr als 200 Städte sind verschwunden; 20,500 Dörfer sind dem Erdboden gleich gemacht; 1600 Kirchen liegen in Trümmern. Der Verlust an Eigentum ist $11,000,000,000. Das ganze Land ist ein ungeheurer Friedhof". So sagt das Hilfskomitee für Polen-Relief. Daß das bodenlos gelogen ist, schreibt „Der Presbyterianer", sieht jeder vernünftige Mensch. Denn in ganz Rußland gab es blos 7½ Millionen Polen, und wenn man alle Polen in Oesterreich und Deutschland dazu nimmt, sind es erst 14 Millionen. Da aber die Zentralmächte das russische Polen als selbständiges Königreich proklamiert haben, werden wohl noch ein paar lebendige Polen darin übrig geblieben sein. 200 Städte gibt es überhaupt nicht in Polen, sondern nur etwa 150, u. die 20500 Dörfer werden wahrscheinlich eine ganz unnötige Null, vielleicht auch zwei, hinten hängen haben. Es ist so wie so traurig genug. Aber wenn es alles wahr wäre, wer hats getan? Etwa die Deutschen? Das ist die versteckte Meinung. Daß die Russen bei ihrem großen Rückzug im Sommer 1915 das Land gräßlich verwüstet haben, darf man ja nicht sagen. Das wäre eine Beleidigung. Und wenn das ganze Land ein Friedhof ist, wozu sammelt das Hilfskomitee noch Geld?

Aus Mennonitischen Kreisen.

Frau Agatha Engbrecht, Marion, S. D., schreibt: „Weil ich schon schreibe will ich gleich einen kleinen Bericht einsenden, ich wünsche Editor und Leser die beste Gesundheit; wir sind auch gesund. Heute ist es schön nach Winterzeit, aber vorigen Sonntag hatten wir einen Schneesturm, der sich mit die 80er messer konnte. Montag ist Frau Jakob Adrian gestorben an Lungen-Fieber, auch in Manro und bei Manro sind drei an Operation gestorben, auch ist Frau Sutter und Benjamin Dirks krank. Gruß an Editor und Leser."

Von Kleefeld, Man., schreiben Jacob R. und Anna Dick, am 4. Februar 1917: „Gruß an Editor und Leser! Will von hier berichten daß wir hier in unserer Umgebung so ziemlich gesund sind, so bestätiget dies wieder was Salomo sagt, daß alles unter dem Himmel seine Zeit hat, u.s.w. Der Winter scheint jetzt ziemlich hart über Manitoba zu sein, bis 25 Grad R. mehr oder weniger. Heute hatten wir sogar ein tüchtiges Schneegestöber, daß man sich ganz gemütlich in der warmen Stube fühlt. In No. 4 der Rundschau in meinem Reisebericht steht, daß wir 16 Hausbesuche gemacht hatten, wo es aber nur sechs sein sollen. (Das heißt in Mountain Lake) Alle Freunde, die sich unser in Liebe erinnern, sind von uns gegrüßt, besonders die, wo wir auf unserer Besuchsreise aus und ein gegangen sind. Unsere Gedanken kehren noch oft bei ihnen ein. Nebst Gruß, J. und A. D."

Johann M. Dyck schreibt von Hochfeld, Hague, Sask., am 10. Februar 1917: „Weil mir die Rundschau ein lieber Gast ist, so will ich mal ein paar Zeilen schreiben und zugleich einen Dollar mitschicken. (Besten Dank. — Ed.) Der Gesundheitszustand ist hier nicht aufs Beste, hier im Dorf krankt es sehr. Die Frau des Gerhard Kartsch und Frau Peter Ralman liegen schwer krank darnieder. Ich habe in der Rundschau gelesen, daß sie an junge Leute die Rundschau ein Jahr frei schicken. Wenn das, dann können Sie auf folgende Adresse das Blatt schicken. Isaak M. Regier, P. O. Hague, Box 56 Sask. (Diese haben sich letztes Jahr verheiratet. Das Wetter ist sehr verschieden, einmal sehr schön und einmal sehr kalt. Nun muß ich aufhören, sonst wird es dem Editor zu lang. Noch einen Gruß an Editor und Leser."

Johann und Susanna Siemens schreiben von Neville, Sask., am 31. Jan. 1917: „Da ich jetzt auch ein neuer Rundschau-Leser bin, so will ich dem Blatt auch etwas mit auf die Reise geben Zuvor einen Gruß an den Editor und an alle Leser. Von hier ist zu berichten, daß das kalte Wetter eingetreten, hoffe daß es nicht lange anhalten wird, aber trotz der Kälte hat hier eine Hochzeit stattgefunden, das Paar war nämlich der Bräutigam Jakob Suderman, A. Suderman's Sohn von Neudorf, und die Braut war Katharina Fehr. Wenn ich nicht irre, Johann Fehr's Tochter von Schanzenfeld. Was macht Ihr noch immer liebe Eltern, bei Rosenfeld in Manitoba, seid Ihr schön gesund? Denn man bekommt von Euch nichts mehr zu hören. Früher haben wir noch mal Briefe bekommen, aber jetzt schon lange gar keine. Wir haben kürzlich einen Brief geschrieben, aber keine Antwort bekommen. Er ist wohl bei Euch nicht angekommen. So will ich denn schließen für diesmal. Gesund sind wir, unsere Familie Gott sei Dank schön, wofür wir unserem lieben Gott viel mal zu danken haben. So grüß ich nochmals. Den Editor und das ganze Personal der Rundschau sowie Eltern und Geschwister in Manitoba."

Lebensverzeichnis

meiner lieben verewigten Gattin, Katharina Vogt, (geborne Dyck). Sie erblickte das Licht der Welt in Süd-Rußland im Dorfe Franztal, anno 1845, den 1. Nov. (neuen Stils) und verlebte ihre Kinderjahre im elterlichen Heim, wo sie christlich auferzogen wurde zur Ehre Gottes. Ihren Schulunterricht hatte sie genossen von den lieben Lehrer Cornelius Siemens und Gerhard Dörksen zu ihrem Wohl nach Leib und Seele. Sie ist von Aelt. Franz Görtz getauft anno 1863 und die Gemeinde zu Rudnerweide aufgenommen worden.

Anno 1871 den 12. Dez. (neuen Stils) reichten wir uns die Hand zum Ehebunde und haben also 45 Jahre, 22 Tage Freude und Leid unter Gottes Gnade in unserm Ehestande geteilt. Anno 1875 wanderten wir aus nach Amerika, wo wir uns den 20. Juli hier in Harvey Co., Kansas niederließen und uns zu gewisser Zeit der Hoffnungsau Gemeinde anschlossen, wo sie ein stilles Glied geblieben ist bis zu ihrem seligen Lebensabend.

Kinder sind uns geboren sieben: 2 Söhne, 5 Töchter, welche alle am Leben sind. Großmutter ist sie geworden über 40 Kinder und ein Urgroßkind, wovon 3 Großkinder gestorben sind. Mit mir betrauern alle Lebenden ihren Tod, gönnen ihr doch aber andererseits die ewige Ruhe, weil wir fühlten, daß sie nicht länger bei uns bleiben konnte. —

Sie ist 8 Monate krank gewesen und zuletzt wohl an Krebsleiden nach 5½ Wochen unter stiller Ergebenheit ihres Gemüts und entschlief in fester Hoffnung den 4. Jan., 1917 ein Viertel nach 11 Uhr vormittags. Also ist sie alt geworden 71 Jahre, 2 Monate, 3 Tage.

„Selig sind die in dem Herrn sterben von nun an!" —

Die Trauernden,
Jakob Vogt und Kinder.

Fortsetzung von Seite 7.

se, so möchte ich auch einmal von uns etwas hören lassen, indem wir auch so viele Onkel und Tanten haben, von denen wir nur so selten in der Rundschau lesen. Auch ihr Kousins J. H. und J. G. Gooßens, bitte, laßt doch einmal etwas von euch hören, wenn nicht brieflich, dann durch die liebe Rundschau. Und du, Kousin Henry Fast, Montana, du hast ja schon lange nicht von euch hören lassen. Wie geht es euch? Habt jetzt auch wohl Winterwetter. Hier war es jetzt ein paar Tage schön. Wir haben aber auch schon recht stürmisches Wetter gehabt. Es sind von hier recht viele spazieren gefahren, unter denen auch meine zwei Schwestern sind, nämlich Henry H. Wiens, welche nach Rosthern auf Besuch fuhren, und Jakob Bullers, welche nach S. Dakota fuhren. H. H. Wiens sind schon zurück. Sie hatten das Unglück, daß ihr Baby dort krank wurde und auch dort starb. Es wird doch wohl noch näheres berichtet werden. Jakob Bullers werden diese Woche erwartet.

Der Gesundheitszustand ist nicht gerade am besten. Bei uns hatten wir diese Woche die Grippe.

Gruß an alle Freunde und Leser,
Mary Bernhard Fast.

Waldheim, Saskatchewan, den 9. Februar. Einen herzlichen Gruß an den [illegible] alle werte Leser der Rundschau. Ich bin samt Kindern und Großkindern gesund, welches ich auch allen lieben Lesern und Freunden wünsche. Das alte Jahr mit seinen Freuden und Leiden und seinem Zukurzkommen ist hinter uns. So manchen Segen haben wir in demselben hinnehmen dürfen von unserm himmlischen Vater. Auch so manche Täuschung, Trauer und Schmerz liegen hinter uns. O wie viele haben nicht wie wir dürfen die Schwelle des neuen Jahres übertreten, Sondern haben, ob bereit oder nicht bereit, davon müssen. Der verheerende Krieg hat auch noch nicht aufgehört, sondern das schreckliche Blutvergießen geht auch noch im neuen Jahr fort. Wie unendlich viel Jammer und Not hat er nicht schon gebracht! Ich glaube übrigens, wir haben nur eine schwache Ahnung von dem,

wie es in Wirklichkeit ist. Hier in Canada war die Spannung eine Weile ziemlich groß, aber es hat sich doch wieder alles gesetzt. Was noch kommen kann, weiß ja nur unser Herr und Vater im Himmel. Ich glaube, es ist mehr denn je nötig, daß die Kinder Gottes in festem Glauben und Vertrauen zum Herrn stehen und festhalten an dem Bekenntnis der ersten Christen und als Wehrlose dastehen; aber beten und in Liebe mithelfen, die Not zu lindern, soviel als nur möglich.

Es tut so weh, wenn man daran denkt, in welch einer Lage unser liebes Volk im alten Vaterlande ist, und besonders die in Sibirien. Wir haben auch viele nahe Verwandte dort, in der Krim und auch an der Molotschna sowie in Sibirien. Gott weiß, wie es ihnen geht und ob sie noch alle leben; denn seit der Krieg ausgebrochen ist, haben wir noch keine Nachricht erhalten.

Im vergangenen Sommer hatten wir eine gute Ernte, wenn auch nicht gerade überall. Auf Stellen hat ja der Hagel viel Schaden getan; aber der gute Preis hat so manches ausgeglichen, und wir können nichts anderes sagen, als, der Herr war über Erwarten gütig und barmherzig über uns. Wir sind ihm viel Dank schuldig.

Wir hatten auch gesegnete Zeiten im Geistlichen, und Seelen dürfen Vergebung ihrer Sünden erlangen und seine Kinder gestärkt werden. Solches sind herrliche Zeiten, es sind Erquickungsstationen für die Gläubigen, und man bekommt einen Vorschmack des Himmels und seiner Freude.

Nun will ich noch ein wenig von meiner Familie berichten, um so vielen Freunden auf einmal Nachricht zukommen zu lassen. Die eine Tochter ist ja mit ihrem lieben Mann und zwei kleinen Kindern in Chicago. Ihr Mann besucht Moodys Bibelschule, um sich mehr für die Arbeit des Herrn vorzubereiten. Ich erhielt gestern einen Brief von ihnen, daß sie gesund sind und froh im Werk des Herrn. Meine andern Kinder sind alle hier herum. Drei Töchter wohnen bei Dalmeny. Sie haben ihr gutes Auskommen und es geht ihnen gut, nur die eine Tochter, die schon zwei Operationen durchgemacht hat, mußte diesen Sommer wieder operiert werden. Sie war so elend, daß unserm Besehen nach wenig Hoffnung da war, daß ihr geholfen werden könnte. Sie machte sich bereit und gab sich ganz in Gottes Hand. Wie er wollte, wollte sie auch. Sie konnte kein Essen bei sich behalten, und hatte so furchtbare Schmerzen, daß es fast nicht anzusehen war. Sie hat einen lieben Mann und zwei kleine liebe Söhnchen. Somit war es auch sehr schwer von der Seite. Es wurde viel gebetet und gerungen, daß, wenn der Herr sie noch hier lassen wolle, er doch ihre Lage ändern möge und ihren siechen Körper heilen. Sie war froh im Herrn und hatte solche feste Hoffnung bekommen und solch festen Glauben, daß Jesus ihr noch helfen wollte. Aber wie, daß blieb vorläufig noch dunkel, und die Schmerzen wurden immer mehr. Sie war nur noch der Schatten ihres frühern Selbst. Sie hatte etliche Monate nur eine Mahlzeit täglich gegessen, und die mußte euch fort ehe sie zur Ruhe gehen konnte. Die Ruhe wurde auch viel gestört durch heftige Schmerzen.

Endlich tat sich ihnen die Gelegenheit auf nach Rochester, Minnesota zu fahren, um die dortigen Aerzte zu Rate zu ziehen. Sie nahmen es als aus Gottes Hand und fuhren in festem Glauben, durch Gottes Segen dort Hilfe zu erlangen, hin, und sie wurden auch nicht getäuscht. Aber es ging nicht anders als wieder unter das Messer. Der Herr gab ihr Gnade, daß sie es zum dritten Mal, ganz ergeben in seinen Willen, tun konnte. Sie hatte sich selbst auf den Tisch gelegt und allen Vorbereitungen zugeschaut mit dem Bewußtsein, daß wenn Gott nicht die Hand des Arztes lenkte, es alles vergebens sei. Aber sie hatte solch festen Glauben gehabt, daß sie ganz getrost und ohne Grauen dagelegen hatte, hatte noch an alle ihre Lieben gedacht und sich in Gottes Hand befohlen; denn sie wußte, es sei eine Operation auf Leben und Tod. Der Magen sollte umgeändert werden. Sie hatte ein großes fressendes Geschwür im Magenkanal gehabt, so daß der Ausgang aus dem Magen ganz verdorben war. So haben sie es abgeschnitten und in der Mitte angemacht, auch sonst manches andere gemacht, was ich nicht aufzählen will. So ist sie mit Gottes Hilfe jetzt ganz hergestellt. Sie war drei Wochen im Hospital, dann kam sie allein den langen Weg nachhause; denn ihr lieber Mann konnte nicht so lange da bleiben bis sie mitkonnte, weil er einen Elevator besorgt, und das Dreschen unterdessen anfing. Sie fuhren im August hin. Den 23. wurde sie operiert. Jetzt ist sie froh und gesund, kann essen und schlafen ohne durch Schmerzen gestört zu werden, kann auch schon leichte Arbeit verrichten und hat schon über fünfzig Pfund aufgenommen. Ja, wenn das Ende des Menschen noch nicht da ist, so kann der Herr helfen, wenn's auch durch die Hand eines geschickten Arztes ist. Denn die Kunst und der Verstand der Aerzte kommt vom Herrn. Es ist ja besser, wenn man nicht in solche Lage kommt, denn es ist doch immer mit Einsetzung des Lebens verbunden. Wie viel Hingebung und Gebet es kostet, weiß nur der, der auch in einer ähnlichen Lage gewesen ist. So manch einer muß auch sein Leben dabei lassen, was wir auch wieder im neuen Jahr schon erfahren haben. Vor zwei Wochen mußte ein Jüngling sein Leben lassen. Er ließ sich am Halse eine Geschwulst schneiden, die er sich durch Ziehen der Zähne zugezogen hatte, und vorige Woche starb eine Mutter von vier Kindern gleich nach der Operation, die auch am Halse wegen Kropf vorgenommen worden war. Dies war Schwester Jakob Giesbrecht in Dalmeny. Solches ist dann sehr traurig. Vorige Woche starb auch eine alte Mutter Kleinsasser bei Langham und ein alter Vater Jantz bei Dalmeny und ein Jüngling Peter Löwen bei Hepburn, außerdem noch ein kleines Kind, alle in einer Woche. Das ist eine ernste Sprache vom Herrn an Alt und Jung, bereit zu sein, wenn er ruft.

Meine alte liebe Mutter ist noch immer so leidlich gesund. Auch im Geschwisterkreise ist alles wohlauf. Der Winter ist zuzeiten schon recht stark aufgetreten. Diese Woche war eine besonders kalte, es ging bis 37 Grad R. Die meiste Zeit war es dann noch windig. Dann ist man froh, wenn man's warm hat und nicht zu fahren braucht.

Gruß an alle Freunde, Onkel Unruh und Tante Eck mit all ihren Angehörigen in Oklahoma und die lieben Geschwister und Mutter in S. Dakota. Auch euch, Minnesotaer gilt mein Gruß, sowie allen Freunden in Montana und N. Dakota. Laßt alle von euch hören, denn das Schreiben hilft ohne Antwort ja so wenig. Eure geringe Schwester

Elisabeth Schulz.

Ein Brief aus der Kriegsgefangenschaft.

Salzwedel, Deutschland, den 28. September 1916. Lieber Bruder und Schwägerin! Ich bin noch gesund und wünsche auch Euch die beste Gesundheit. Du frägst, ob ich das Geld erhalten habe. Das Geld habe ich alles bekommen, es waren gerade 100 Mark. Sage Euch meinen besten Dank dafür. Was mir am meisten am Herzen liegt, ist meine Familie, die in der größten Not lebt. Meine Frau war eine Zeit lang im Hospital, aber jetzt soll sie wieder besser sein. Ich bitte alle Freunde und Geschwister in Amerika, mir und den Meinen in Rußland nach Kräften zu helfen. Ihr könnt Euch drüben die Not und das Elend gar nicht vorstellen, das der Krieg mit sich gebracht hat. Wir haben hier im Lager auch Gebetversammlungen u. es bekehren sich auch viele orthodoxe Russen, die alle getauft werden. Es haben sich fast 100 Mann bekehrt und in geistlicher Beziehung haben wir herrliche Tage gehabt. Ich bin Dolmetscher und komme auch häufig in die deutsche Kirche. Ich bin auch schon zum Abendmahl gewesen. Mir geht es ganz gut. Seid Alle gegrüßt von Eurem

(W. Bl.) Michael Kiemele.

Rußland.

Brief aus Rußland.

(Der folgende Brief ist an Br. David P. Unruh in Goessel, Kansas, geschrieben von seinem Bruder in Rußland. Die in dem Briefe erwähnte Geldsendung stammt von mehreren Gebern und ist durch Br. G. L. Bender, Elkhart, Indiana, vermittelt worden. — Ed.).

Dein wertes Schreiben vom — erhielten wir am —. Zwei Tage vorher hatte ich ein Briefchen an Bruder David abgesandt als Antwort auf ein von ihm erhaltenes v. 4. — (mit Einlage einer Banknote von $100.-00.) Wir sehen, daß ihr an uns denkt, und das tut uns wohl. Die Bärgens hier sind noch am Leben. Sie haben auch von dem Unglück dort gehört, bei welchem der eine Sohn dort das Leben verloren, und auch

darauf an den noch lebenden Sohn geschrieben.

Um vieles vermehrt und verschärft wird jetzt die Sorge um die Unterhaltung unserer Dienenden und ihrer Familien. Ueber 11,000 Mennoniten (Gesamt-Seelenzahl 85,000) stehen im Dienst, und die meisten von ihnen sind Familienväter. Ungefähr der dritte Teil unserer Dienenden steht im Sanitätsdienst und erhält seinen Unterhalt von der Krone. Alle übrigen, die in größern und kleinern Gruppen, viele auch auf einzelnen Posten stationiert sind und verschiedene schwerere oder leichtere Dienste tun, (aber nur waffenlos) werden von uns unterhalten. Zudem sind unsere Soldatenfamilien von der Regierungsunterstützung ausgeschlossen und müssen also von uns Unterstützung bekommen, wenigstens die vielen Armen unter ihnen. Das alles zusammen kostete ungeheure Summen. Wir waren ja reich, und hatten und haben auch jetzt noch unsere Vermögenssteuer, aber jetzt, wo wir unser Land los werden, schmilzt unser Vermögen dahin, wie der Schnee beim Tauwind. Schon bis jetzt bleiben viele die Zahlungen schuldig und wie wird's erst jetzt damit werden? Bange ängstliche Frage! Doch irgendwie müssen wir es bis zur Beendigung des Krieges durchsetzen. Der Krieg muß ja doch einmal ein Ende nehmen. Und was dann? Was soll unser mennonitischer Bauer, losgelöst von seiner Scholle, wie von seiner Kirche und Schule, in der Stadt anfangen, oder vielmehr, was wird hier aus ihm und seinen Kindern werden?

Rußland wird ja Rußland bleiben, auch wenn der Krieg noch Jahre anhält, aber unser Mennonitenvölkchen als solches, muß hier zu Grunde gehen, wenn, ja wenn der Herr nicht ein Wunder tut! Solches zu tun, ist ihm ja auch ein Leichtes. Ihm und seiner Macht und Gnade wollen wir vertrauen und darum, ob uns auch bange, sehr bange ist, doch nicht verzagen.

Die verschiedenen Landkataloge, die mir im Laufe des Jahres von drüben zugegangen sind (der letzte von einem Br. J. H. Penner, Beatrice, Nebr.) beweisen uns, daß man dort an uns denkt, ja auf uns rechnet. Schade nur, daß wir vorderhand, d. h. vor der Beendigung des Krieges so gut wie nichts tun können in der Sache. Größere Zusammenkünfte sind strengstens verboten. Das stehende Unterhaltungsthema in engern Kreisen ist ja jetzt: Auswanderung. Die Erlaubnis zur Auswanderung werden wir doch hoffentlich bekommen. Aber, aber ohne materielle Mithilfe von außen her werden sehr viele es nicht möglich machen können. Eisenbahngesellschaften in Canada und Australien sollen solche Mithilfe bereits in Aussicht gestellt haben. Ja, bettelarm werden die meisten von uns unser liebes Rußland verlassen müssen, aber Gott sei Dank! ein heruntergekommenes Bettelvolk sind wir nicht. Wohl sind wir in den letzten 40—50 Jahren hier ein wenig verweichlicht, allein, man gebe uns nur irgendwo auf diesem Planeten einen einigermaßen kulturfähigen Ackerboden und Bewegungsfreiheit, dann werden wir schon zeigen von welchem Stamm wir sind, und werden am Ende noch Gott danken für die durchgemachte Mauserung, und daß er auf diese Weise bekehrt hat die Herzen der Kinder zu den Vätern. Was meine Familiengruppe betrifft, so geht ja unser Sinn nur zu Euch nach Kansas. Und dann weiter, wie Ihr uns raten werdet und Gott uns führen wird. Bis jetzt haben wir auch noch die Hoffnung, daß wir das nötige Reisegeld und auch noch etwas zu einem neuen Anfang dort davonbringen werden. Nun, ihr Teuren dort, werdet wohl bald für die armen Exulanten in Rußland „beten" können. . . .

Gnadendorf, Gouv. Samara,
15. Oktober 1916.

Gruß von Euren Eltern. Wir sind noch alle gesund, groß und klein, und auch unser Sohn Peter. Euren Brief vom 12. Juli haben wir am 1. Oktober erhalten. Wir bekommen wenig Nachricht von Euch. Dies ist seit Februar der zweite Brief. Neues können wir Euch nicht schreiben denn das ist bei schwerer Strafe verboten. Dem Peter geht es immer noch gut. Wir schicken ihm alle paar Monate per Post etwas zu essen. Die Ernte war schwach, aber es ginge uns doch gut, wenn der Sohn zu Hause wäre. Die Frucht ist so teuer wie nie zuvor. Vater kann nicht mehr arbeiten, wie früher. Mehreres, das zum Lebensbedürfnis gehört, ist schon nicht mehr zu bekommen; Zucker z. B. ist gänzlich verschwunden. Jakob Maier ist tot, umgekommen im Kriege; Herz's Christian, der Weß-Dibet ihrer, auch; da stehen die Kinder jetzt ganz allein, ohne Vater und Mutter. Da könnt Ihr gut und ohne Not gegangen. Wenn nur Eu viel denken. Uns ist es bis jetzt noch das eine nicht wäre.

(W. Bl.) Natalie Maier.

Ehrenfeld.

Herr H. Blehm erhielt von Ehrenfeld, Rußland nachfolgenden Brief:

Ehrenfeld, Gouv. Samara,
20. Juli 1916.

Vielgeliebte Kinder!

Euren Brief vom Juni haben wir mit großer Freude erhalten. Von euren vier Briefen haben wir zwei erhalten. Neues können wir Euch nicht schreiben; Ihr wißt ja mehr als wir. Schreibt uns über Vetter Heinrich George Schröder und die anderen Verwandten, von denen wir gar nichts mehr vernehmen. Die Ernte ist mittelmäßig. Das Weizenmehl ist bei uns 18 Rubel die Kuhl. Wir haben uns 25 Pud Weizen gekauft, wofür wir 5 Rubel das Pud bezahlten. Friedrich, Johann und Jakob sind vorläufig noch zuhause. Friedrich hat ein weißes Billet; Johann Jakob wurde am 20. Juni 18 Jahre alt; beide dienen. Der kleine David dient bei Vetter David Schröder. Alle bekommen guten Lohn, aber das Leben ist jetzt zu teuer. Wir haben jetzt kein Vieh, weder Pferd noch Kuh, wir hatten nur ein Schwein und zwei Ferkl; di habn wir für 23 Rubel gekauft. Wir leben jetzt in den Zeiten, die uns nicht gefallen; es ist eine schwere Zeit, aber wir glauben, daß solche schwere Zeit auch bei Euch nicht ausbleiben wird, und daß es noch schlimmer werden wird, als es jetzt ist.

Gruß und Kuß, schreibt gleich zurück.

(W. Bl.) Deine Eltern.

Werchoi Paulnschkina, Gouv. Sam.,
22. September 1916.

Liebe Kinder Emil und Johann!

Seid viel tausendmahl gegrüßt. Dem Herrn zu danken, bin ich mit meiner Familie noch schön gesund. Wir leben jetzt hier „mang diesem Vieh". Das heißt, wir führen ein ganz erbärmliches Leben. Es ist gar nicht zu schreiben, welch eine erbärmliche Existens wir jetzt führen Wolle sich doch Gott erbarmen, daß es bald anders werde. Denn es ist schier nicht mehr auszuhalten bei diesem Volk, bei dem wir jetzt sind.

Alle Eßwaren sind jetzt teuer. Das Kornmehl kostet 1,80 Rubel, das Weizenmahl 2,80; ein Pfund Speck 60 bis 70 Kop., Fleisch 35 bis 45 Kop. Kartoffeln das Pud 60 Kop., Hirsegrütze das Pud 3 Rubel. Auch auf andere Art wird uns das Leben in dieser Ecke sauer gemacht. Kochen dürfen wir nur einmal den Tag und dann ist alles so, daß man nicht einmal mit Appetit genießen kann. Am 5. Juli war es schon ein Jahr her, seit wir aus unseren Wirtschaften hinaus mußten, und Gott allein weiß, was uns noch bevorsteht. Gebe Gott, daß wir aus diesem Ungemach erlöst werden. Auch ist der Tee schon sehr teuer geworden; das Pfund Zucker kostet 50 bis 60 Kop., und dabei ist noch keiner zu bekommen.

Um Euch ist mir sehr bange, weil ich lange von Euch keine Nachricht bekommen habe. Seid Ihr vielleicht nicht mehr in Amerika? Denn bei uns ging das Gerücht herum, daß man die russischen Untertanen aus Amerika hinausschickt habe. Hoffentlich geht es Euch besser als uns; uns geht es erbärmlich schlecht. Unterstützung bekommt hier aus der Kasse, wer da arbeitet, zu 15 Kop. pro 24 Stunden auf die Seele. Wer nicht arbeitet, bekommt auch keine Unterstützung. Onkel August und ich haben bei den Schurken gearbeitet und uns ein wenig verdient.

Und wenn es mit dem Kriege nicht bald ein Ende nimmt, dann wird es noch schlimmer werden; u. am schlimmsten für uns deutsche Leute. Als wir zuerst hierher kamen, ging es uns äußerst schlecht. Geld hatten wir fast keins mehr, u. Verdienst gab es auch keinen. Und jetzt, da wir ein wenig verdienen, ist fürs Geld so gut wie nichts zu bekommen. Von meinem Sohn Ludwig habe ich keine Nachricht; er war beim Schneider Thorna gewesen, u. wir wissen nicht, nach welcher Ecke sie verschickt worden sind. Ob er wohl noch lebt?

Viele innige Grüße von mir und meiner Frau; und auch von Schwester Wilhelmina; auch von Karl und Heinrich. Wir sind ja alle bis jetzt noch gesund geblieben.

Friedrich und Olga Lange.

Jost,

den 20. November 1916.

Liebe Eltern!

Wir machen Euch hiermit bekannt, daß wir, dem lieben Gott sei Dank, noch Alle gesund sind, samt unseren Eltern und Kindern. Kinder haben wir drei Jungen und drei Mädchen. Das Kleinste ist 9 Monate alt. Es sind Alle gesund und munter.

Liebe Eltern ich mache Euch bekannt, daß ich, Euer Schwiegersohn, auch gefordert war. Ich bin aber Gott sei Dank, ausgestoßen worden, so daß ich wieder bei den Meinen zuhause bin. Mein gebrochener Arm hat mich geschützt.

Liebe Eltern! Wir haben schon seit langer Zeit keinen Brief von Euch bekommen, so daß wir nicht einmal wissen, wo und wie Ihr Euch befindet. Aber es ist in dieser Zeit nicht anders zu erwarten. Der Briefwechsel geht netzt schlecht. Das wissen wir und Ihr werdet es auch wissen. Aber es läßt uns keine Ruhe mehr, wir müssen Euch wieder einmal schreiben. Bitte, schreibet doch auch, daß wir erfahren, wie es mit und bei Euch steht. Wir erwarten mit Sehnsucht eine Antwort von Euch.

Liebe Eltern, schreibet mir doch einmal, ob Ihr der Schwester ihr Mädchen drüben habt oder ob sie noch in Warenburg ist. Schreibt uns auch, wie es mit Euren Land steht. Es wird hier gesprochen, daß Allen, welche in Amerika drüben sind, das Land abgenommen werden soll, wenn kein Erbe da ist, das heißt wenn die Pachtjahre um sind. Ich glaube doch, Ihr wißt es schon. Schreibt uns, wie Ihr es wollt; es kann in der jetzigen Zeit vieles geändert werden, ob es die Gemeinde benützt oder sonst Jemand. Vollmachten werden angenommen. Ihr könnt tun, wie Ihr wollt.

Wir grüßen und küssen Euch nochmals aufs herzlichste. Es wird uns freuen, wenn Euch unser Schreiben gesund antrifft. Auch grüßen wir noch den Schwager und Schwester und den Bruder und Schwägerin samt allen ihren Kindern. Auch grüßen und küssen wir den Schwiegervater und die Schwiegermutter und hoffen, daß alle gesund sind. Lebet wohl, auf ein frohes Wiedersehen. (W. Bl.)

Maria Katharina Pischel.

Die Einwanderung zur Kriegszeit.

Ueber die schwere Lage der jetzt noch Amerika kommenden Einwanderer berichtet die Missionarin der - Baptisten, Martha M. Troeck im „Sendboten":

Die Leute, die unter dem Eindruck stehen, daß die Einwanderung vollständig versiegt hat und die Tore der Vereinigten Staaten geschlossen sind, irren darin sehr. Denn die Tätigkeit der Einwanderungsbehörde auf Ellis Island, unter der fähigen Leitung ihres verdienstvollen Kommissars, Dr. F. Howe, ist dieselbe geblieben in den Kriegsjahren, als sie in Friedenszeiten wa. Die Zahl der Beamten, Doktoren und sonstigen Angestellten hat sich zwar vermindert, da ja auch die Einwanderung wesentlich abgenommen hat, denn anstatt in Tausenden zählen wir jetzt mit Hunderten täglich. Die Hundert-tausende arbeitsuchender Männer, die jedes Frühjahr vor dem Kriege ins Land strömten und im Winter wieder heimfuhren, haben ihr Kommen eingestellt; doch kommen trotzdem noch immer viele Männer, und die Frau und Kinder besitzen, bringen diese gewöhnlich mit. Diese sind europamüde und wollen hier in Amerika ansässig werden. Von Oestreich-Ungarn, Deutschland, Polen und Belgien kommen viele Frauen und Kinder, deren Männer in Amerika weilen. Diese bedürfen die ganze Aufmerksamkeit der Missionare, denn in den meisten Fällen werden sie zurückbehalten von der Behörde, da es ihnen gewöhnlich an Geld mangelt, oder sie auch krank sind.

Im Monat September hatten die Beamten 22,000 Einwanderer abzufertigen, darunter eine große Anzahl Kajütenpassagiere. Deportiert wurden 177. Im Monat Oktober waren die Zahlen mit denen im September identisch. Von diesen 22,000 Immigranten waren 1695 von deutscher Nationalität, aber nur 343 direkt aus dem deutschen Reiche. Diese Deutschen kommen auf holländischen und skandinavischen Schiffen, doch auch andere Linien, sogar Frachtschiffe feindlicher Nationen bringen Deutsche besonders Männer gefangene oder verjagte. Seeleute und Soldaten, mit. Diese letztgenannten Unglücklichen sind in einem bedauernswürdigen Zustande. Nur der deutsche Sieges- und Wagemut ist ihnen geblieben und die unüberwindliche Kraft leuchtet aus den Augen. Manche haben tagelang in ihrem kleinen, dunklen Versteck auf den Schiffen von einer Kruste Brot gelebt in der Hoffnung, in Amerika befreit zu werden, und haben alles Ungemach daher gerne getragen. Zwei deutsche Soldaten, die zwei Jahre in der französischen Gefangenschaft die furchtbarsten Demütigungen und bei sehr schwerer Arbeit Hunger und Blöße gelitten, wagten es, auf einem englischen Frachtschiff nach Amerika zu entkommen. Am zehnten Tage wurden sie von der Schiffsmannschaft gefunden. Der Kapitän hatte Erbarmen mit ihnen, gab diesem Halbverhungerten zu essen und zu arbeiten, bis sie im Hafen von New York der Einwanderungsbehörde überwiesen wurden. Als wir sie vor uns in diesen schweren, schmutzigen Gefangenenkleidern und den wehen Füßen sahen, dazu in die ehrlichen offenen Gesichter schauten, kamen uns die Tränen, besonders da wir der Hunderttausende ihrer Brüder gedachten, die dasselbe Schicksal heimgesucht hatte. Große Dankbarkeit erfüllte ihre Herzen, als sie nach zwei Jahren sich wieder ordentlich reinigen und saubere Zivilkleider anziehen konnten, dazu an den wunden, müden Füßen bequeme Schuhe. Für diese Wohltaten müssen wir Missionare sorgen, denn sonst ist niemand, der solche hilfreiche Hand leisten kann. Kaum hatten wir diese gekleidet, als ein französischer Soldat uns um dieselbe Wohltat bat, und andere Hilfsbedürftige folgten. Die Schrecken des furchtbaren Krieges kommen nahe unserer Tür, wenn wir uns mit den Neuangekommenen unterhalten. Das Herz wird einem schwer und das Grauen vor dem furchtbaren Haß im Menschenherzen will uns übermannen. Bis jetzt haben wir noch keine Verhungerten gesehen, weder Deutsche noch Belgier, doch knapp ist es überall an Lebensmitteln und manchem anderen. Die ärmsten Leute kommen her ohne Gepäck, nur kleines Handköfferchen, Schuhe zerrissen, ohne Strümpfe oder wärmere Kleidung. Manche sind fortgelaufen und haben ihr bißchen Hab und Gut zurückgelassen. Ein kleines, junges Frauchen erzählte uns kürzlich, 8000 deutsche Familien, darunter ihre Verwandten, sind von der russischen Regierung von ihren Farmen nach Sibirien getrieben worden. Sie selbst entkam und floh über die Grenze nach Finland, von wo sie sich in Kopenhagen einschiffte, um zu ihrem Gatten nach Chicago zu fahren. Andere von anderen Distrikten erzählten uns von ähnlichen Grausamkeiten. Eine liebe Schwester unserer Gemeinschaft, die zum Besuch ihrer Eltern mit ihren Kindern vor dem Kriege nach Deutschland gefahren war, wurde ebenfalls mit all ihren Lieben von den Russen nach Sibirien getrieben, woselbst sie zwei Jahre in der Gefangenschaft war. Da ihre zwei kleinen Mädchen in Amerika geboren waren, befreite sie der amerikanische Konsul. Die Entbehrungen, Angst und Sorge hatten der armen Seele so zugesetzt, daß sie das Lachen verlernt hatte. Wir sandten sie endlich zu ihrem Gatten nach Rhode Island. Der Name Amerika ist wie ein Wort der Erlösung für viele. Möchten sie aber ihr Heil und Glück im Namen Jesu finden, ist unser heißes Flehen. Die Bibeln, Testamente und Schriften werden gerne angenommen und gelesen, auch ein persönliches Wort findet Aufmerksamkeit. Der Same wird gesät. Möge der Herr der Saat zum Gedeihen verhelfen!

Wichtige Tatsachen über Deutschland.

Der Statistiker und Nationalökonom Trietsch hat soeben unter dem Titel: „Deutschland, Tatsachen und Ziffern," ein Büchlein herausgegeben (J. F. Lehmanns Verlag, München, 1.20 M.), das berufen ist, eine völlig neue Auffassung von der Macht Deutschlands, Englands und Frankreichs zu geben. Die Vorstellung, daß Deutschland ein armes Land sei, daß aber Frankreich und England unerschöpfliche Reichtümer besäßen, ist von den Feinden Deutschlands systematisch auf der ganzen Welt verbreitet worden. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat auf fast allen Gebieten eine gewaltige Machtverschiebung stattgefunden; der Wohlstand Deutschlands stieg erheblich, der von Frankreich blieb ungefähr auf derselben Höhe stehen, der von England vermehrte sich langsam. Aus dem überreichen Inhalt des Büchleins wollen wir nur einige wichtige Zahlen herausgreifen, die immerhin den Beweis erbringen, daß Deutschland auf einer großen Zahl von Gebieten eine durchaus überlegene Stellung einnimmt.

Bezeichnend ist, daß Deutschland, das

jetzt von dem Vierverband ständig als Land der Barbaren hingestellt wird, auf 10,000 Rekruten nur 2 Analphabeten (des Lesens und Schreibens Unkundige) hat, indes England 100, Frankreich 320 aufweist. Für Unterrichtszwecke geben wir Barbaren 878 Millionen jährlich aus, England 384, Frankreich 261 Millionen.

Aus dem Kapitel der Bevölkerung geht hervor, daß der Geburtenüberschuß in Deutschland 840,000 beträgt, in England 465,000, in Frankreich im Durchschnitt 25,000. Geht die Bevölkerungszunahme so weiter, was allerdings nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht unbedingt sicher ist, so hat Deutschland in 30 Jahren so viel Einwohner wie Frankreich und England zusammen. Bei dem letztgenannten Lande ist zudem zu berücksichtigen, daß die Auswanderung ganz enorm ist. Im Jahre 1913 betrug der Geburtenüberschuß 449,000 so daß bereits eine Abnahme der britischen Bevölkerung um 20,000 stattfand. In Deutschland ist die Auswanderung im letzten Jahrzehnt nur unbedeutend gewesen.

Während Deutschland 25 Millionen Tonnen Getreide erzeugt, erzeugtEngland nur 6 Frankreich 16 Millionen. An Kartoffeln bringt Deutschland 54 Mill. Tonnen hervor, England 6, Frankreich 16. Für den hohen Stand der deutschen Landwirtschaft spricht aber vor andern auch die Tatsache, daß das Erträgnis eines Hektars Weizen in Deutschland 23 Doppelzentner beträgt, in England 21, in Frankreich 13. Zieht man noch Rußland heran, so ergibt sich die erstaunliche Tatsache, daß Frankreich und Rußland zusammen aus je 2 Hektar genau so viel erzeugen, wie Deutschland aus einem.

Während die Kohlenlager in Deutschland 423 Milliarden Tonnen betragen, betragen sie in England 189, in Frankreich 17 Milliarden, und diese letzteren sind jetzt in der Hauptsache in deutschen Händen. Die Eisenerzlager Deutschlands sind gerade dreimal so groß wie die von England. Wenn man bedenkt, daß Deutschland noch vor einigen Jahrzehnten zum großen Teil noch mit englischer Kohle versorgt worden ist, so ist es erfreulich, feststellen zu können, daß heute die Kohlenförderung in Deutschland 259 Millionen Tonnen beträgt, indes die von England 264 Millionen, die von Frankreich aber nur 41 Tonnen ausmacht. Bezüglich der Kupfergewinnung beträgt die deutsche Förderung 269,000 metr. Tonnen, hingegen die von England nur 1900 Tonnen.

Auf dem Gebiet des Außenhandels steht England noch an erster Stelle, und zwar mit 22,9 Milliarden. Aber auch hier ist ihm Deutschland bereits hart auf den Fersen, da sein Außenhandel vor dem Kriege 19,7 Milliarden, der von Frankreich dagegen nur 11 Milliarden betrug. Die Zunahme in den letzten 25 Jahren betrug in Deutschland 225 Prozent, in England 113 Prozent. Setzen wir aber statt des Außenhandels den Fremdenhandel (also den Außenhandel ohne den mit den eigenen Kolonieen), so steht Deutschland bereits hoch über England — ja die deutsche Fremdhandelsziffer kommt fast der Summe der englischen und französischen Ziffern gleich!

Auf dem Gebiet des Verkehrswesens besitzt Deutschland 51,000 Postanstalten, England 24,000 Frankreich 14,000. Telephonsprechstellen besitzt Deutschland 1,310,000, England 733,000, Frankreich 304,000. Auch hier zeigt das Land der Barbaren, daß es kulturell ungleich höher steht, als seine Verleumder.

Das Volksvermögen beträgt im „armen" Deutschland 375 Milliarden, in England 345 Milliarden, im „reichen" Frankreich 243 Milliarden.

Das jährliche Einkommen beträgt in Deutschland 43 Milliarden, in England 35 Milliarden, in Frankreich 25 Milliarden.

Dabei kommen an Steuern auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland 40, in England 73, in Frankreich 80 Mark. Der Einfuhrüberschuß an Nahrungsmitteln betrug in Deutschland 1,72 Milliarden, in England 5, 15 Milliarden. Charakteristisch ist daß trotz all der allgemeinen Dienstpflicht in Deutschland, auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland für Kriegsausgaben für Heer und Flotte 21,8 Mark, in England 33 Mark, in Frankreich 29 Mark kommen. Das Land der Freiheit, England, hat somit schon bisher in Friedenszeiten, 33 Prozent mehr für sein Heer ausgegeben als Deutschland.

Zum Schluß wird eine Zusammenstellung der Nobelpreise gebracht, die den hervorragendsten Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet zuerkannt worden sind. Während das barbarische Deutschland 14 Preise erzielten, erhielten die Kulturnationen England und Frankreich nur je drei.

Diese wenigen Angaben zeigen, wie es dem deutschen Volke geglückt ist, auf dem Gebiet der Kultur, der Wissenschaft und des Handels im Laufe von 40 segensreichen Friedensjahren sich an die erste Stelle der Welt emporzuarbeiten. Die hier niedergelegten Zahlen zeigen die gewaltige Ueberlegenheit des deutschen Volks auf nahezu allen Gebieten geistiger und wirtschaftlicher Tätigkeit.

Brief-Fetzen aus Rußland,

die uns der freundliche Zensor übriggelassen hat:

„ . . . . .und Isaak Friesen auf, und stellen Sie ihm dies . . . . kleine Hilfe kriegen. Und wenn Sie dieselben nicht finden können, dann bitte ich für uns zu kollektieren und eine kleine Hilfe zusammenbringen. Bitte, grüßt eure Freunde Johann Johann Friesen. Und wenn Sie schicken, bitte, schickt es an meine Frau. Liebe Onkel Abram und Isaak Friesen! Ich komme zu Ihnen mit einem kleinen (Schreiben). Gesund bin ich, Gott sei Dank, so ziemlich. Ich bin jetzt hier bald acht Jahre in Sibirien, und Gott sei Dank, es hat immer so ziemlich gegangen, solange ich zuhause war. Es war ja sehr schwer, aber Gott sei Dank, bis jetzt sind wir durchgekommen. Aber liebe Onkels, jetzt schon . . . . . von meiner Familie weg . . . . Liebe Onkels, wir wollten nicht murren, auch nicht betteln, aber wir sehen, so können wir nicht länger ohne eine kleine Mithilfe sein: Ohne Kleidung, auch fast ohne Nahrung. Liebe Onkels, bitte, schicken Sie mir eine kleine Hilfe von beiden Seiten, so daß meine Frau nicht mit Kindern zusammen darben muß . . . .

. . . . aber liebe Onkels, wenn doch dieser Brief, in welchem meine Bitte steht, sich doch ein wenig zusammenbitten möchte! Von meinen Eltern kann ich nichts nehmen, da ist nichts. Papa ist gerade vorm Kriege gestorben, und jetzt nehmen die Schuldner (Gläubiger? Ed.) alles. Aber ich komme zu Ihnen als zu Eltern. Tut Eure milde Hand auf und schickt meiner Familie eine kleine Hilfe, schickt es aber an meine Frau. Seid auch alle herzlich gegrüßt, alle Nichten und Vettern, wenn wir uns auch nicht kennen. Ich bin euer Brudersohn. b. b. . . . . Mutter Sie lebt noch, ist aber auch nur arm. So muß ich aufhören mit meinem Schreiben. Adje, seid noch in Liebe gegrüßt von Euren Freunden Johann und Anna Friesen. Hier ist unsere Adresse: Sibirien, Tomskoj Gub." (Das übrige von der Adresse fehlt wieder, aber nach dem Poststempel zu urteilen, ist Snamenskoje die Postoffice. Ed.).

Ein anderer Brief, nicht ganz so arg zugerichtet:

„Stepnaja, den 29. Oktober 1916. Liebes Geschwister im Herrn! Ihr werdet vielleicht denken: Wer schreibt hier an uns um Mithilfe, aus der irdischen Plage herauszuhelfen? Ich bin Isaak Enns, ein Sohn des Peter Enns, der anno 1885 im November nach Amerika gezogen ist mit vier von meinen rechten Geschwistern, so als David Enns, welcher gegenwärtig noch in Amerika in Newton, Kansas, wohnt. Wie es ihm geht, weiß ich nicht. Der jüngste Bruder Gerhard soll schon gestorben sein und wo . . . .
und wo unsere Stiefmutter jetzt wohnt, weiß ich nicht. Ich habe noch in Rußland vier rechte Geschwister wohnen. Der eine Bruder, Peter Enns, wird vielleicht vielen in Amerika bekannt sein. Er war vor vier Jahren auf Besuch in Amerika. Er ist ein Kirchenprediger. Es geht ihm in irdischer Hinsicht in Rußland auch ganz gut, er ist

---

wohlhabend, hat auch eine große Familie. In Amerika wohnen zwei seiner Kinder und hier in Rußland noch acht Stück. Ich mit meiner Frau Susanna Friesen, Tochter des Bernhard Friesen, früher an der Molotschna zwischen Prangenau und Neukirch gewohnt, später in Sagradowka angesiedelt. Wir haben uns 1901 zum Herrn bekehrt und sind in der Orenburger Gemeinde getauft und aufgenommen worden. Ich aus unserer Familie bin einer allein, und die Frau aus ihrer Familie auch allein. . . . . .
daß wir uns bei gesunden Tagen haben bekehren dürfen. Wenn es uns in irdischer Hinsicht auch noch immer arm gegangen hat, so freuen wir uns doch immer, daß wir dereinst selig beim Herrn werden sein dürfen, wo alle Armut aufgehoben sein wird.

Wir wohnen jetzt in Sibirien, Barnauler Ansiedlung, schon 1910 hergezogen, haben die ersten vier Jahre auch ganz gute Ernten gehabt; aber die Getreidepreise . . . . .
garnicht gedroschen, altes Stroh und Futter früher so mehr verkauft, und jetzt sieht es uns wieder sehr schwierig, durchzukommen. Aber wenn ich lese von der Kraft des Gebets, dann werde ich wieder aufgerichtet, so als Matth. 7, 7 und Luk. 11, 5—13 und im Propheten Jeremia, dann denke ich, der Herr wird auch jetzt wieder Wege und Mittel finden. Meine Frau sagt: Es scheint, all unser Beten hilft nichts. Wir möchten so gern einmal all unsere Schulden los werden; aber es geht nicht. Wir sind hier schuldich geworden für Ackergeräte und können es nicht bezahlen. Wir haben auch schon viel Unglück mit den Pferden gehabt, haben hier schon elf begraben, und auch jetzt kürzlich wieder einen guten Wallach. Und wir sollen für alles dankbar sein; aber wenn es so kommt, dann fällt es einem schwer, dem Herrn dafür zu danken. Doch in Gottes Wort finden wir, daß ohne Gottes Willen nicht ein Haar von unserem Haupte fallen soll, und so glaube ich, daß es so Gottes Wille ist. . . . . . .
mal ändern, aber nie nicht darum geschrieben. Ich dachte, der Herr kann es ja doch den Menschen so eingeben, daß uns Hilfe notwendig ist. Erstens, sagt meine Frau, bin ich ein Krüppel auf beiden Füßen, so geboren, habe als ich noch jünger war, auch arbeiten können; aber jetzt, da ich schon 56 Jahre alt bin, fällt mir das Gehen sehr schwer. Und es scheint, ich werde noch immer mehr schuldig. Und wie soll ich dann einst vor Gottes Tron bestehen, weil es geschrieben steht: Seid niemand nichts schuldig, und ich bin hier schon 700 Rubel schuldig und kann in diesem Jahr nicht die Zinsen zahlen. Wo soll das aber hin? Und Saatgetreide haben wir auch keins, und wir brauchen wenigstens . . . . . .
Und die soll man wieder schuldig werden. O dann geht mir jedesmal ein Schauder durch. Ich und meine Frau sind uns einig geworden, es alles dem Herrn zu sagen; er soll die Herzen dazu lenken, die uns aus unserer irdischen Not sollen heraushelfen. Wir können uns in diesem Jahre nicht die nötigen Kleider kaufen, denn es ist alles so teuer wegen dem Kriege, der noch über uns gekommen ist. Nun sagte ich zu meiner Frau: Ein Rat muß noch sein. Ich werde unsere Lage den amerikanischen Geschwistern mitteilen, und wenn es der Herr haben will, daß uns soll geholfen werden, so wird der Herr die Herzen der Kinder Gottes schon lenken. Das amerikanische Geld ist jetzt auch sehr teuer. So als ein gewisser Unger aus Amerika hat jetzt seinen Eltern hier in Sibirien 35 Dollar geschickt und die Eltern . . . . .
Nun noch einmal: helft uns um Jesu willen, wo er sagt: Es soll nicht unbelohnt bleiben, wer einem seiner Geringsten ausgeholfen hat. Im voraus dankend, unterzeichnen wir uns als eure tiefbetrübten Geschwister im Herrn mit Gruß nach 1 Joh. 3. Isaak und Susanna Enns.

Unsere Adresse ist: Slawgorod, Postkasten 20, Gouvernement Tomsk, Russia. Muß noch erwähnen, daß wir schon zwei Söhne im Dienst haben, einen als Sanitär und den andern als Waldarbeiter. Der jüngste Sohn ist noch zu jung, ist erst 17 Jahre alt, und die Tochter ist 14 Jahre.

Die Einwohnerzahl von Rußland ist gegenwärtig 180 Millionen. Die Geburtsrate ist 47 per Tausend. In England ist dieselbe 24, in Frankreich 18 u. in Deutschland 29.

Erzählung.

[illegible]

Fortsetzung.

„Das ist gut," sagte der Präfekt. „Morgen bin ich wieder hergestellt."

„Ohne allen Zweifel," versetzte Brabano. „Du selbst weißt ja auch am besten, was du leisten kannst. Wer war sonst noch bei der Gesellschaft?"

„Lucullus," sagte der Günstling lachend; er ruhte jetzt behaglich in den Kissen. „Der Vielfraß Scaveas — eine nette Bande — und zwei nubische Mädchen mit einer Haut so schwarz wie Ebenholz. Und das Gedicht des Kaisers glich perlendem Wein! Hättest du es nur gehört! Wo warst du?"

„Bei Lucius Amicius. Ich habe dort gespeist."

„Vermutlich ein langweiliger Abend. Wie steht's denn mit seinem Auftrag? Findet er viel Futter für die wilden Tiere? Ich meine die Nachfolger jenes — den Namen habe ich vergessen —"

„Christus."

„Ja."

„Lucius hat nicht viel davon gesagt. Sein Neffe Fabian ist aus Judäa zurückgekehrt und kam auch nach dem Essen."

„Ein besserer Soldat als Gesellschafter!" sagte Tigellinus gleichgültig. „Ich weiß schon von seiner Rückkehr; Berenike ist hier gewesen. Die Frau des alten Lucius kann sich übrigens immer noch sehen lassen, wenn sie auch nicht mehr die Jüngste ist!"

Er lachte kurz auf und fuhr dann fort: „Für diese Amicier habe ich wenig übrig. Fabian hat ja einige ganz nette Seiten — und dann die Töchter. Nun, der Kaiser wird ihnen schon auch noch einmal seine Aufmerksamkeit widmen."

„Und der General — der alte Lucius?"

„Der begleitet den Senat, wenn der Senat zu Pluto geschickt wird."

„Mit Lucius ist aber doch auszukommen," sagte der Leibarzt.

„Ja," erwiderte Tigellinus nachdenklich. „Jetzt noch."

Da der Günstling noch keinen Schlaf finden konnte, legte Brabano seine Toga wieder an und setzte sich an seinem Bett nieder, um mit ihm zu plaudern.

„Lucius und noch etwa fünfzig seiner Gesinnungsgenossen haben nun einmal durchaus keinen Sinn für Gesang und Dichtkunst," fuhr Tigellinus fort. „Wir haben den Tiberius, den Caligula und den Claudius gehabt, aber in unserem jetzigen Kaiser haben wir die Verkörperung aller ihrer glänzenden Eigenschaften. Man fürchtet meine Macht und behauptet, ich rate zur Verschwendung, unser Treiben schwäche das Reich und wir vergeudeten das für das Heer bestimmte Geld. Man entsetzt sich über die Tiergefechte und schielt noch nach dem Palast herüber. Ein Patriot, der sich selbst mehr liebt als seinen Kaiser, ist ein Heuchler und mir im tiefsten Herzen verhaßt. Was will das bißchen Verschwendung sagen, wenn man die ganze Welt zur Verfügung hat — und von den Summen, die hier in Rom verbracht werden, haben ja auch die Römer den Nutzen. Wir geben das Geld doch nicht in Gallien, Illyrien oder Thrazien aus. Eines Tages aber werde ich schon noch mit jenen abrechnen!" rief er mit zornigem Zähneknirschen.

„Aber das Volk liebt die Spiele," sagte Brabano.

„Es liebt uns, die wir ihnen die Spiele darbieten," erwiderte Tigellinus. „Und das Volk, nicht der Senat, bildet das Kaiserreich."

„Was hast du gegen Lucius?"

„Nicht viel, aber genug," sagte Tigellinus langsam. „Wie du wohl weißt, bin ich ein Freigelassener und habe mich aus eigener Kraft zum Präfekten aufgeschwungen. Du warst ja vor mir hier und hast sicher die edle Miriam gekannt."

„Die Mutter der Myrrha, der Pflegetochter des Lucius?"

„Ja, die schöne, in allen Stücken so vorzügliche Frau, der es gelungen war, jahrelang im Frieden hier am Hofe zu leben. Schwerlich wird der alte Amicius seiner Fulvia gestehen, wie sehr er Miriam schätzte — doch das sind verklungene Zeiten! Wäre es nicht Poppäas wegen unmöglich gewesen, so hätte ich das Mädchen hier am Hofe behalten."

„Myrrha?"

„Gewiß, Myrrha! Aber mein Kaiser hat gute Augen, und der Zweck meiner Liebe ist nicht, ihn zu erzürnen."

„Klug warst du immer," bemerkte der Arzt.

„Mit einem klugen Manne rede ich offen," versetzte Tigellinus. „Vielleicht kannst du mir einmal nützlich sein."

Brabano nickte.

„Die Geschichte greift weit zurück, in meine früheste Jugendzeit," fuhr der Präfekt fort. „Ich bin an der Südküste von Sizilien, in Agrigentum, geboren, als der Sohn eines Schiffers, und diese Muskeln wurden frühe durch das Leben an und auf der See gestählt. Neben uns wohnte damals Petria mit seiner Frau Miriam. Myrrha war dieser beiden Tochter. Petria hatte zu jener Zeit einen Weinberg, aber vorher war er mit meinem Vater zur See gewesen. In Tarsus hatte er Miriam geheiratet und dann seine Frau in meinen Heimatort gebracht. Zwei Kinder waren da — an den Knaben erinnere ich mich noch genau — er war etwas jünger als ich und der Liebling meiner Mutter. Die Soldaten des Lucius haben ihn umgebracht."

„Umgebracht? Den Knaben?"

„Ja, wenigstens hieß es so. Trotz seiner Vorliebe für Ruhe und Frieden auf seine jetzigen alten Tage war Lucius in seiner Jugend ein wahrer Schlächter. Als Kind liebte ich Myrrha. Unter uns Kindern war sie die jüngste, die Gespielin meiner kleinen Schwester Lucinella, die ich zärtlich liebte. Später zog Myrrha mit ihren Eltern und ihrem Bruder nach Tarsus, und dort wurde Petria in einem Aufstand erschlagen, wie auch sein Sohn. So wurde es mir wenigstens erzählt. Lucius brachte Myrrha und ihre Mutter nach Rom, wo sie im Hause der Drusa Aufnahme fanden. Nach dem Tode der Mutter nahm Lucius das Mädchen in sein Haus auf. Meine eigene Familie traf ein schweres Geschick. Mein Vater war zwar in Rom geboren, aber kein römischer Bürger, und als er dann erkrankte und in Schulden geriet, wurden alle seine Angehörigen verkauft. Lucinella, meine Schwester starb, und ich wurde der Sklave des Tulla Antonius, der im Forum Boarium wohnte. Miriam hatte mich wie einen Sohn geliebt, aber für ihre Tochter war ich jetzt kein passender Umgang mehr, und der alte Lucius erlaubte nicht, daß seine Pflegetochter mit einem Sklaven verkehrte. ‚Ja, was ist sie denn mehr?' sagte Tulla zu Lucius. ‚Ist mein Pflegesohn nicht so viel wert wie deine Sklavin?' Diese Rede verzieh ihm der alte Lucius nie, und als Tulla später des Mißbrauchs öffentlicher Gelder beschuldigt wurde, verklagte ihn Lucius beim Senat. Doch konnte sich Tulla reinwaschen; er erwarb sich die Gunst des Kaisers, und dadurch bekam auch ich mehr und

mehr Einfluß bei Hof. Du weißt, wie ich meine Freilassung errungen und die Liebe Neros gewonnen habe. Letztes Jahr bot sich eine Gelegenheit, da hätte ich leicht dem Lucius den Kopf vor die Füße legen lassen können. Uebrigens könnte ich das auch jetzt noch!"

„Und was hielt dich zurück?" fragte Brabano.

Tigellinus lachte. „Ich weiß es selber nicht — die Erinnerung an Miriam und vielleicht der Gedanke, daß er gegen Myrrha gut gewesen ist. Ich liebe das Mädchen einigermaßen, das heißt, mit meinem besseren Ich."

Der Gedanke, daß Tigellinus ein besseres Ich haben sollte verblüffte den Arzt geradezu.

„Berenike war heute bei dir?"

„Ja; doch ist sie in höchst sonderbarer Laune zurückgekommen. Auch der Kaiser hat es bemerkt und ein scharfes Epigramm auf ihren Bruder gemacht. Solch ein König ist eine treffliche Zielscheibe für den Witz. Sie muß in Cäsarea entschieden mehr als nur Meinungsverschiedenheiten entweder mit Felix oder mit Porcius Festus gehabt haben. Wenn auch nicht so ausschweifend wie andere Frauen unserer Bekanntschaft, ist die jüdische Fürstin doch keine Vestalin. Aber der Mann ist noch nicht geboren, um den sie sich lange grämen würde. Vielleicht weiß uns Fabian etwas über das Vorgefallene zu erzählen; ich werde ihn fragen."

„Auch Fabian Amicius macht ein langes Gesicht," sagte Brabano mit wohlerwogener Absicht.

„In seiner und Berenikes Gesellschaft reiste ein Magier," berichtete Tigellinus. „Wenn ich es nicht vergesse, will ich diesen einmal an den Hof kommen lassen. Er soll uns zur Unterhaltung einige Kunststücke vormachen, oder er muß eines Tages in der Arena als Fackel dienen. Gestern haben wir die wilden Tiere im Amphitheater besucht. Das ist eine großartige Sammlung!"

„Den Mann habe ich gesehen und gesprochen," antwortete Brabano langsam. „Er ist kein Magier, sondern ein armer, etwas schwachköpfiger Jude, der von Festus verurteilt wurde und sich auf den Kaiser berufen hat. Von Geburt ist er römischer Bürger und hat im Heer gedient. Ich möchte deinen Schutz für ihn erbitten."

„Meinen!" rief Tigellinus mit einer Ueberraschung, die einen aufsteigenden Verdacht ahnen ließ. „Für einen solchen Fall sollte doch deine Fürsprache genügen."

Brabano zuckte mit keiner Wimper, obgleich er seinen Mißgriff einsah.

Fortsetzung folgt.